

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 8.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 19. April 1891.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

In den Zwölf-Nächten.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Dir geantwortet,“ sagte Martha; „wie viele Briefe ich geschrieben habe, weiß ich nicht . . . aber keinen von Allen konnte ich Dir schicken . . . Du hättest herausgelesen, daß ich Dich liebte . . .“

„Martha, das wußtest Du und konntest es ableugnen?“ rief ich vorwurfsvoll.

„Nichts habe ich abgeleugnet!“ erwiderte sie. „Besinne Dich: habe ich denn nicht gesagt, daß ich mein Herz so gut kenne, wie das Deine? . . . Das hieß mit anderen Worten: von mir weiß ich, daß ich Dich liebe . . . so lange ich zurückdenken kann, ist mir Niemand lieber gewesen als Du . . . nur in Deiner Nähe habe ich mich wohlgeföhlt. Du dagegen bist nur mein guter Kamerad gewesen; Deine Steine, Erze und Bücher nahmen Dich mehr in Anspruch, als das kleine Mädchen, das Dir überall nachlief. Darum, Richard, glaubte ich Dir nicht, konnte Dir nicht glauben, als Du in Berlin plötzlich von Liebe sprachst . . . noch dazu unter den Verhältnissen . . .“

„Und warum glaubst Du jetzt?“ fragte ich. Sie sah mit leuchtenden Augen zu mir auf.

„Der Glaube ist nicht zu erklären . . . er ist Gnadenwunder,“ antwortete sie. „Als Du plötzlich da standest, wie die Verkörperung meiner sehnsüchtigen Gedanken, ist er über mich gekommen . . .“

Ich küßte sie auf Mund und Augen.

„Sag' es noch einmal,“ bat ich; „Du sehnstest Dich nach mir . . . wußtest Du von meiner Rückkehr?“

Sie nickte. „Vor vierzehn Tagen,“ sagte sie, brachte Tante Nieschen aus dem Dorfe die Nachricht mit, daß Du zwischen Neujahr und Weihnachten erwartest würdest. Seitdem hat mich die Frage, wie es zwischen uns werden solle, unablässig gequält . . . und heute, als ich mein Bäumchen schmückte, und mich erinnerte, wie es früher war, wenn Du heraufkamst, um unsern Baum zu sehen und das Weihnachtslied mit zu singen . . . was nun nie mehr sein würde . . .“

„Was nun wieder sein wird, so oft wir ein Weihnachtsfest erleben,“ fiel ich plötzlich ein. „Komm, gleich jetzt wollen wir unseren heiligen Abend feiern . . . unter dem Christbaum wollen wir Deinem Großvater sagen, was geschehen ist, und dann bringe ich den Eltern, als köstlichstes Weihnachtsgeschenk, meine kleine Braut.“

Martha erschrak.

„Mein Gott . . . wie konnte ich vergessen!“ rief sie, indem sie mich verhinderte, in's Haus zu treten, und sich wieder dem Hofthore zuwendend, fügte sie mit ersticker Stimme

hinzu: „Der Verkehr zwischen Deinen Eltern und uns hat aufhören müssen; selbst Euer Name darf in Großpapas Gegenwart nicht genannt werden, wenn er ihn hört, wird er zornig oder fängt an zu weinen.“

„Warum? . . . Was hat er gegen meine Eltern?“ fiel ich ein.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete Martha. Am Tage nach seinem Unfall, — ich hatte noch keinen Laut von ihm gehört, keine Bewegung von ihm gesehen, — kam Dein Vater, und sobald er in die Thür trat, ballte der Kranke die zitternde Hand gegen ihn und stöhnte:

fort! fort! . . . Dein Vater ging augenblicklich, aber Großpapa konnte sich stundenlang nicht beruhigen.“

„Und Du hast keine Ahnung, was zwischen den Beiden vorgefallen ist?“ fragte ich.

„Keine Ahnung! Tante Nieschen sagt, sie hätten während meiner Abwesenheit höflich läßt wie immer mit einander verkehrt. Als Dein Vater das letzte Mal vor dem Einsturz im Schlosse war, ist sie freilich nicht zu Hause gewesen und hat Deinen Vater, als er ihr auf dem Heimwege begegnete, ungewöhnlich finster gefunden. Sie schrieb dies jedoch dem Schmerz um den



Alte Freunde. Von Anton Müller. — Siehe Seite 63.
Original im Besitze des Kunsthandlers F. Schwarz in Wien.

Tod Deines Großvaters zu, der kurz zuvor plötzlich gestorben war, und ist auch jetzt noch der Meinung, daß Großpapas Benehmen nur durch seinen traurigen Geisteszustand veranlaßt wird."

"Wie mag mein Vater die Sache ansehen? Hast Du ihn nie darnach gefragt?"

"Wir haben uns seitdem nicht gesprochen."

"Wie ist das möglich?" fiel ich ein; "bist Du denn nie bei meiner Mutter gewesen?"

Martha schüttelte den Kopf.

"Ich hatte das Gefühl, daß ihr mein Besuch nicht angenehm sein würde," antwortete sie. "Zuweilen, wenn wir uns auf dem Kirchwege trafen, hat sie mich angebetet, aber es war nicht der alte, herzliche Ton. Ich glaubte, Du hättest ihr geschrieben, was in Berlin zwischen uns Beiden vorgegangen ist."

"Nicht ein Wort!" versicherte ich; "aber das Benehmen meiner Mutter gegen Dich ist mir erklärlich. Weiß ich doch, wie ängstlich sie sich müht, den Ihrigen jeden traurigen Eindruck fern zu halten! Darum hat sie mir von Eurem Unglück nichts geschrieben, und mein Vater soll, nach dem peinlichen Austritt mit dem Freiherrn, so wenig als möglich an Euch erinnert werden. Daß durch Hinhalten und Verschleppen das Schwere immer unerträglicher, das Unklare immer dunkler wird, will sie nicht einsehen, und Du, geliebtes Herz, scheinst demselben Irrthum zu verfallen. Hast Du aber nicht den Muth, von Deinem Großvater Erklärungen zu verlangen, so überlasse es mir. Mein Zureden bringt ihn sicherlich zur Vernunft."

"Ach Richard! Du ahnst nicht, wie schwach sein armer Kopf geworden ist," klagte Martha. "Aber versuche Dein Heil; morgen früh will ich Großpapa auf Dein Kommen vorbereiten, jetzt muß er schlafen."

"Gut," sagte ich; "inzwischen wird mir mein Vater Auskunft geben. Keinesfalls darf unser Glück durch die Launen eines Kranken gestört werden. Du gehörst mir . . . ich werde Dich zu halten wissen."

Bei diesen Worten zog ich sie fester an mich, als von der Hausthür, der wir jetzt wieder zuzugingen, ein halb erstirter Ausruf herüberklang. Wir fuhrn auf; Martha entwand sich meinen Armen, flog dem Hause zu und warf sich der großen, hageren Frau, die kerzengrade auf der Schwelle stand, um den Hals.

Es war die Försterin Ollenkamp, die mit ihrem schlichten, schwarzen Kleide, ihrer blendend weißen Tüllhaube und ihren verwunderten Augen unter dem glatten, blonden Scheitel noch genau so aussah, wie vor drei Jahren.

Verwundeter als je blickten diese guten Augen bald auf Martha, bald auf mich, als ich, der Geliebten nacheilend, meiner alten Gönnerin die Hand schüttelte und ihr nach der ersten Begrüßung anvertraute, was zwischen Martha und mir geschehen war.

Sie schlug die Hände zusammen.

"Du meine Güte, verlobt habt Ihr Euch!" rief sie, sichtlich mehr erschreckt als erfreut. "Martha, Kind, hast Du vergessen, wie Dein Großpapa den Herrn Commerzienrath beleidigt hat?" Statt uns Glück zu wünschen, brach sie in Thränen aus. Aber schon im nächsten Augenblick, als sie den Freudenglanz aus Martha's Gesicht verschwinden sah, machte sie sich ihren Kleinmuth zum Vorwurf. Auf mein mahnendes "Tante Nielen!" trodnete sie die Thränen und sagte, ich hätte recht, es wäre thöricht, sich darum zu quälen, denn Ehen würden im Himmel geschlossen, und das Vorzeichen dieses himmlischen Willens hätte sie, wie ihr eben einfallte, schon bekommen.

"Jetzt kann ich Dir's verrathen, Herzenskind," fügte sie, zu Martha gewendet hinzu; "am letzten Andreasabend habe ich in Deinem Namen Blei gegossen, und was da herauskam, war lauter kleines Geträufel, von dem ich nicht wußte, was es bedeuten sollte. Jetzt weiß ich's. — es sind Myrtenzweige gewesen. Aber nun mußt Du hereinkommen; der Gnädige hat schon ungeduldig nach Dir gefragt."

Mit hoffnungsfrohem "Auf Wiedersehen" hatte ich mich von Martha losgerissen und eilte, voll Verlangen, den Eltern mein Glück zu verkünden, der Unterhütte zu. Im Hofe stürzte Nino, der alte Stallpönscher, auf mich los; sein Freudengebell rief aus Küche und Gesindestube das Hauspersonal herbei, und als ich, begleitet von vielstimmigen Begrüßungen, den ersten Stock erreichte, erschien meine Mutter, nach der Ursache des Lärms zu sehen, auf der Schwelle des Wohnzimmers und schloß mich mit überströmender Bärtlichkeit in die Arme. Aber statt sich über meine unerwartete Ankunft zu freuen, beklagte sie, daß ich gekommen sei, wie der Dieb in der Nacht. Sie hätte sich Alles so ganz anders gedacht! Rudolf und seine Braut hätten hier sein, und der Christbaum, den sich der Vater für heute verbeten habe, hätte zu meinem Empfang angezündet werden sollen. Nun wäre nichts vorbereitet . . . ich würde einen öden, traurigen Weihnachtsabend zu erleben haben.

Eben war ich im Begriff, die gute Mutter durch die Mittheilung zu trösten, daß mir dieser Weihnachtsabend das Glück meines Lebens beschert habe, als der Vater hereintrat. Auch er war so herzlich, wie es seine gehaltene Weise irgend zuließ; aber wie dem Willkommen der Mutter ein Bedauern gefolgt war, so folgte dem seinigen ein Tadel. Wenn man früher eintreffen wolle, als man sich angekündigt habe, müsse man das telegraphiren, sagte er; Ueberraschungen wären nicht nur unbequem, sondern incorrect, und alles Incorrecte wäre vom Uebel. Dann sah er nach der Uhr und fügte hinzu: es wäre Zeit zur Weihnachtsbescherung der Arbeiter, — ich möge mitkommen.

Die Mutter warf mir einen Blick zu, der wie mit Worten sagte: "wenn Dir auch nicht danach zu Muth ist, mitgehen mußt Du!" Und ich gehorchte der Mahnung, so unsympathisch dieser Actus mir von jeher gewesen war.

In der Schreibstube der Gießerei hatten sich die Leute versammelt, — echte Harzer, hager und sehnig von Gestalt, mit ernstem, nachdenklichem Gesichtsausdruck, ein redlicher, pflichttreuer Menschenschlag, mit dem zu arbeiten eine Freude ist. Ich kannte sie Alle; die Jüngeren waren meine Spielkameraden gewesen; gern hätte ich ihnen die Hand geschüttelt und nach ihrem Ergehen gefragt; aber ich mußte mich mit einem allgemeinen Gruße begnügen, denn mein Vater trat sofort neben sein Pult, räusperte sich und begann die übliche Festrede, die heute wie ehemals einer Strafrede verwandt war. In eindringlichen Worten führte sie den Zuhörern zu Gemüth, daß sie auch im verflohenen Jahre den Anforderungen ihres Brodherrn nicht genügt, mithin sein reichliches Weihnachtsgeschenk nicht verdient hätten. Zum Schluß wurde jeder Einzelne vom Werkführer aufgerufen, erhielt ein Geldpäckchen, ein Stück Kuchen, stammelte seinen Dank und ging, mehr bedrückt als erfreut, von dannen. Wie erquickend war dagegen Martha's bescheidene Weihnachtsfeier!

Während des Abendessens, das gleich nach dieser sogenannten Bescherung stattfand, hatte das aufwartende Dienstmädchen jede vertrauliche Mittheilung unmöglich gemacht. Aber auch später, als wir allein beim Punsch saßen, und das Gespräch, wie gewöhnlich nach langer Trennung, von einem Thema zum andern flog, fand ich weder den rechten Augenblick, noch das rechte Wort für das, was mir das Herz erfüllte, bis auf Rudolf's Verlobung die Rede kam. Der Vater lobte die Wahl meines Bruders, der sich die Braut aus dem Hause eines befreundeten Groß-Industriellen geholt hatte. "Mit Else Wilmar und ihren Angehörigen haben wir keine fremden Elemente in die Familie aufzunehmen," schloß er, und die Mutter fügte hinzu:

"Nun ist's an Dir, lieber Junge . . . wir möchten Dich ebenso glücklich sehen, wie Deinen Bruder."

Das war der Moment!

"Ich bin glücklich . . . bin verlobt . . ." stieß ich hervor und konnte plötzlich vor Herz klopfen nicht weiter sprechen.

"Nun wer ist Deine Braut?" fragte der Vater, und die Mutter flüsterte ängstlich: "Eine Spanierin?"

"Nein, lieber Vater, liebe Mutter, auch ich bringe Euch kein fremdes Element in's Haus," gab ich zur Antwort. "Meine Braut ist Euch bekannt und lieb . . . Martha Steinach . . ."

Der Vater fuhr auf. "Davon kann nicht die Rede sein!" sagte er in scharfem Tone; "Du weißt nicht, was geschehen ist . . ."

"Ich weiß es!" fiel ich ein. "Martha's schwachsinniger Großvater hat sich ungehörig gegen Dich benommen. Wenn Du Dich dadurch berechtigt glaubst, uns zu trennen . . ."

"Ich bin dazu berechtigt!" donnerte mein Vater; "berechtigt aus Gründen, von denen Du nichts wissen kannst. Aber daß meine Urtheile und Entschlüsse jederzeit triftige Ursachen haben, könntest Du wissen . . . ebenso auch, daß es dabei bleibt, wenn ich ja oder nein sage. Zu Deiner Heirath mit Martha von Steinach sage ich nein!"

Bei diesen Worten schob er sein Glas zurück, stand auf und ging, den Kopf in den Nacken werfend, aus dem Zimmer. Ich wollte ihm folgen, aber die Mutter bat mich mit erhobenen Händen, auf des Vaters Reizbarkeit Rücksicht zu nehmen, ihn nicht noch mehr zu erzürnen.

"So wirst Du mir sagen, was zwischen ihm und dem Freiherrn vorgefallen ist," antwortete ich, indem ich meinen Platz wieder einnahm. Die Mutter seufzte.

"Er hat mir darüber keine Auskunft gegeben," erwiderte sie. "Einige Tage vor dem Unfall des Freiherrn war er im Schlosse und kam sehr verstimmt zurück. Am nächsten Morgen, — wir saßen noch beim Frühstück, — brachte Niele, die kleine Schloßmagd, einen Brief vom alten Herrn, und als ihn Dein Vater gelesen hatte, — sein Gesicht wurde dunkelroth, während er las, — erklärte er mir, daß unser Verkehr mit den Steinachs aufhören müsse."

"Und das hast Du ohne Weiteres hingenommen!" rief ich bitter; "hast Martha in ihrem Unglück allein gelassen! Mutter, Mutter, wie war es Dir möglich?"

"Es ist mir schwer genug geworden," klagte sie, "aber was sollte ich thun? Wenn Dein Vater befiehlt, bleibt nichts übrig, als zu gehorchen . . . Hast Du Dich davon entwöhnt, so wirst Du es wieder lernen müssen."

"Du irrst! ich bin kein Knabe mehr," antwortete ich mit aller Entschiedenheit. "Auch wenn ich ja oder nein sage, bleibt es dabei . . . Martha hat mein Herz und mein Wort."

"Ich kann es nicht fassen!" rief die Mutter. "Nie habe ich bemerkt, daß Du ein wärmeres Interesse für sie hattest . . . in den letzten drei Jahren hast Du sie nicht gesehen . . . und nun bist Du mit ihr verlobt . . . seit wann, Richard?"

"Seit wenigen Stunden," gab ich zur Antwort, setzte mich neben die Mutter, saßte ihre widerstrebende Hand und berichtete, wie ich plötzlich vor meiner Abreise zu der Erkenntniß gekommen war, daß ich Martha liebe; wie ich abgewiesen wurde, mit aller Macht gegen die hoffnungslose Reigung angelämpft hatte, und mit der Zuversicht heimgekehrt war, sie überwunden zu haben.

"Ich täuschte mich," fügte ich hinzu, von seliger Erinnerung durchglüht. "Als ich durch Bahldyl vom Einsturz des Schlosses und dem Zustande des Freiherrn hörte, packte mich ein unwiderstehliches Verlangen, Martha zu sehen. Nur gehen wollte ich sie . . . aber es kam anders . . . Beim ersten Blick sind wir uns in die Arme gefallen, und wissen nun Beide, daß wir zusammen gehören. Martha hat um mich gelitten, wie ich um sie."

"Ihr armen Kinder . . . was soll daraus werden!" seufzte die Mutter, aber als ich zuversichtlich erwiderte: "Ein glückliches Paar," erhob sie abwehrend die Hände und rief:

"Glücklich ohne Zustimmung Deiner Eltern? — Richard, vergiß nicht: Du sollst Vater und Mutter ehren . . ."

"Ich ehre Euch," fiel ich heftig ein; "ehre Euch so sehr, daß vielleicht Alles anders gekommen wäre, hätte ich um die hiesigen Verhältnisse Bescheid gewußt. Warum habt Ihr mir das Unglück unseres alten Freundes verschwiegen? warum das Zerwürfniß mit ihm?"

Die Mutter weinte still vor sich hin; ich lief, meine Bewegung zu bemerken, im Zimmer auf und nieder. Dabei redeten wir hin und her, kamen jedoch zu keiner Verständigung. Die Mutter blieb dabei, daß ich mich dem Willen des Vaters fügen müsse, ich versicherte, daß davon nicht die Rede sein könne.

"Ich verstehe Dich nicht!" . . . klagte die Mutter; "was willst Du thun?"

"Dem Vater beweisen, daß ich eben so unbeugsam bin, wie er," gab ich trotzig zur Antwort, aber es ging mir an's Herz, als die Mutter fragte:

"Und ich, Richard, an mich denkst Du wohl gar nicht? . . . Wie schwer ist mir schon die jetzige Trennung geworden! Wenn Du aber hier bist und hast Dir das Vaterhaus verschlossen . . ." sie brach schluchzend ab, während ich, wie ehemals von ihren Thränen bezwungen, in mildere Tonart übergehend, fragte, was ich thun könne, um sowohl meiner Liebe, wie meiner Sohnespflicht gerecht zu werden.

"Vor Allem Deinen Ungestüm bezwingen," antwortete sie. "Dein Vater ist heftig und eigensinnig, aber nicht ungerecht; wenn Du ihn überzeugst, daß er sich in seinem Urtheil über den Freiherrn geirrt hat . . ."

"Ich müßte doch erst wissen, um was es sich handelt," fiel ich ein.

"Du mußt ihn bitten, es Dir zu sagen, antwortete sie. "Ruhig und freundlich mußt Du es thun . . . mußt dem Vater zeigen, daß Du seiner Einsicht vertraust . . . So viel ich kann, will ich Dir helfen: ich werde Deinem Vater erzählen, wie es mit Deiner Verlobung zugegangen ist, damit er nicht glaubt, daß Du schon lange Heimlichkeiten vor uns gehabt hast."

Die gute Mutter! Ich wußte, welcher Ueberwindung sie bedurfte, um dem Gatten gegenüber Anliehames zur Sprache zu bringen. Gerührt küßte ich ihr die Hand und versicherte, daß auch ich das Meinige thun, das heißt, mich so lange als möglich zur Ruhe zwingen werde. "So lange als möglich!" wiederholte ich, "Du weißt ja, Niemand kann über seinen Schatten springen."

Sie sah getröstet zu mir auf. "Ich weiß, daß Du mein lieber Sohn bist, und hoffe, Du wirst noch einsehen, daß Dein Vater recht hat," antwortete sie. So waren wir denn glücklich wieder auf dem alten Fleck! — ich sah ein, daß es nutzlos war, sie länger zu quälen, widersprach nicht, als sie meinte, ich werde reisemüde sein; ließ mich, wie in früheren Tagen, wenn ich zu Fest- und Ferienzeiten in's Elternhaus kam, von Mütterchen in mein Schlafzimmer begleiten, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß ich warm und behaglich eingehüllt war, sagten wir uns gute Nacht.

Statt zu Bett zu gehen, saß ich jedoch lange noch rauchend und nachdenkend in der Sophaede, wie ich schon

vor Jahren dagesessen und mich zum Kampf für meine Berufswahl vorbereitet hatte. Nach dem Willen des Vaters sollte ich in der Eisengießerei thätig sein, um sie dereinst mit Bruder Rudolf gemeinsam übernehmen zu können; ich aber wollte Bergmann werden, — von Kindheit auf hatten es mir die Schätze des Erdinnern angethan. Vielleicht wäre ich damals ohne den Beistand meines Großvaters Hollbach nicht an's Ziel gelangt; aber seitdem war meine Kraft gewachsen, ich stand auf eignen Füßen und hatte mit meinem Glück auch das meiner Martha zu vertheidigen. Von Nachgeben konnte nicht die Rede sein.

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück kam, fand ich die Mutter mit verängstigtem Gesicht allein am Kaffeetische.

Ich käme zu spät, klagte sie; der Vater hätte ungeduldig auf mich gewartet und wünsche nun, sobald ich gefrühstückt hätte, mich in seinem Zimmer zu sprechen.

Ich fragte, ob sie ihm die Geschichte meiner Verlobung erzählt habe?

„Gestern Abend schon,“ antwortete sie, und als ich weiter fragte: was er dazu gesagt hätte, fügte sie kleinlaut hinzu, er hätte nur die Achseln gezuckt, die Lippen zusammengepreßt, die Brauen zusammengezogen und mit großen Augen darunter vorgestarrt.

Ich kannte diese Miene, wußte nur zu gut, was sie bedeutete und ging nach schnell beendetem Frühstück kampfbereit zum Vater hinüber. Die Mutter, die mir diese Stimmung ansehen mochte, hätte mich lieber mit in die Kirche genommen, — gegen diesen Aufschub, meinte sie, würde der Vater nichts einzuwenden haben; aber ich hat sie, mich heute vom Gottesdienst zu dispensiren, — ich wollte sobald als möglich zur Klarheit kommen.

Als ich bei dem Vater eintrat, sah er, eine Cigarre rauchend, am Schreibtisch und sah mit finsternem Gesicht von einigen Briefen auf, die vor ihm lagen.

„Setz dich,“ befahl er nach der ersten Begrüßung, indem er auf den Stuhl neben dem Schreibtische deutete, — mein Bruder und ich pflegten ihn die Anklagebank zu nennen, — und während ich der Weisung folgte, fügte er hinzu:

„Erinnere dich, daß ich es nicht liebe, wenn man mich unterbricht. Nachdem ich fertig bin, hast Du das Wort.“

Das war die scharfe Stimme, die kurz abgestoßene Rede, die mich weit über die Knabenzeit hinaus eingeschüchtert hatten; und so stark war noch immer die Macht der Gewohnheit, daß ich schweigend zuhörte, als mein Vater, statt von dem zu sprechen, was mir am Herzen lag, von alten Familienverhältnissen anging.

„Du weißt,“ sagte er, „daß unsere Eisengießerei vor mehr als 150 Jahren im kleinsten Maßstabe von Richard Sellmann begründet wurde, und daß seine Nachkommen, von Geschlecht zu Geschlecht, mit Fleiß und Glück an der Vergrößerung und Vervollkommnung derselben gearbeitet haben. Als mein Großvater Sellmann, — der Letzte seines Namens, starb, — er hatte meine Mutter, sein einziges Kind, um einige zwanzig Jahre überlebt, — hinterließ er seinen Enkeln in der Unterhütte die leistungsfähigste Eisengießerei des ganzen Harzes. In seinem Sinne habe ich dies reiche Erbe verwaltet, um es dereinst ungeschädigt meinen Söhnen zu übergeben. Leider hast Du, meinen Wünschen entgegen, einen anderen Beruf erwählt, — aber das liegt hinter uns. Was ich sagen wollte, ist: daß ich mit dem Besitz des alten Hauses auch seine Ehre zu hüten habe, und daß ich Beides, Besitz und Ehre, durch Deine Verbindung mit einer Steinach bedroht sehe.“

Das war zu viel! „Wer hat Martha verkleumdet?“ fiel ich heftig ein. Mein Vater hob abwehrend die Hand.

„Niemand,“ sagte er hart. „Sie mag bis dato vortrefflich sein, — das gepriesene weiße Blatt, das von dem künftigen Ehemann im Guten oder Bösen beschrieben werden wird. . . Unfinn, sage ich Dir! Wir alle sind der Vererbung unterworfen, — es ist ein Naturgesetz, das die moderne Wissenschaft nur beleuchtet, nicht entdeckt hat; wir Hollbachs wissen ein Lied davon zu singen.“

Ich hielt es nicht mehr aus; in bittendem Tone sagte ich: „Lieber Vater, Du wolltest von meiner Verlobung mit mir sprechen.“

„Nur Geduld!“ fiel er ungeduldig ein; „ich bin bei der Sache. Bisher war es unnötig, meine Kinder von unseren unerquicklichen Familien-Verhältnissen zu unterrichten, nun aber soll Dir die zweite Ehe Deines Großvaters zur Warnung dienen, Dir klar machen, warum ich Deine beabsichtigte Heirath nicht zugeben darf. Fahre nicht auf! Du kannst erst urtheilen, wenn Du Bescheid weißt, also höre zu.“

Die mütterliche Mahnung zur Ruhe fiel mir ein; ergeben lehnte ich mich im Sessel zurück, und der Vater fuhr fort.

„Dein Großvater, der von Haus aus wohlhabend war, hatte meine Mutter aus Neigung, nicht um ihres

Erbes willen geheirathet. Er gehörte zu der allgemach aussterbenden Species der geldverachtenden Idealisten und blieb bis an sein Ende in allen praktischen Lebensaufgaben unbehilflich wie ein Kind, während er sich in der Gelehrtenwelt den Namen eines scharfsinnigen Archäologen erworben hat. — So lange meine Mutter lebte, ging Alles gut; musterhaft, wie ihr Vater seine Eisengießerei, leitete sie ihr Hauswesen, erzog ihre beiden Kinder, hielt von ihrem Gatten jede Störung, jedes Unbehagen fern, und ließ ihn, als sie nach vierzehnjähriger Ehe starb, rath- und hilflos zurück. Von allen Seiten wurde ihm zu einer zweiten Heirath zugeredet, auch Großvater Sellmann war dafür; aber als mein Vater, der das sechsundvierzigste Lebensjahr erreicht hatte, uns eines Tages seine achtzehnjährige Braut zuführte, — Schwester Louise und ich waren zu den Sommerferien in Jaskerode, und der Vater kam uns dahin nach, — war der Großvater mit dieser Wahl so unzufrieden, daß er sofort ein anderes Testament machte. Danach sollte mein Vater bis zu seinem Tode die ihm vom Schwiegervater gewährte Jahresrente fortbezahlen, aber niemals an das Sellmann'sche Vermögen Anspruch haben. Natürlich erklärte er sich mit Allem einverstanden, aber er wußte wohl kaum, um was es sich handelte; die Liebe zu der schönen Stephanie von Wöhlingen nahm ihn vollständig gefangen. Ihr Vater war Offizier gewesen, hatte sein Vermögen durchgebracht und als Selbstmörder geendet. In dürftigen Verhältnissen aufgewachsen, seit Jahren auf das Gnadenbrod unbemittelter Verwandten angewiesen, machte das junge Mädchen, — ganz wie Martha Steinach, — den Eindruck höchster Anspruchslosigkeit, aber kaum war sie die Frau eines wohlhabenden Mannes, als die verschwenderischen Instincte des Vaters in ihr erwachten. Sie bestimmte den Gatten, nach Berlin zu übersiedeln. — Göttingen war ihr zu klein, zu ernst. Schön, jung, gesalbig, wollte sie in der Gesellschaft leben und glänzen; die einfache Behaglichkeit unseres Hauses mußte einer prunkvollen Einrichtung, seine Ruhe einer lärmenden Geselligkeit weichen. Die Stiefkinder wurden in aller Freundlichkeit hinausgedrängt. Meine Schwester lebte bis zu ihrer frühen Heirath beim Großvater, und mir wurde nach Vollendung meiner Studien die Unterhütte zur bleibenden Heimath. Je älter ich wurde, desto peinlicher berührten mich die Zustände, die ich bei meinen Besuchen im Vaterhause fand. Frau Stephanie brauchte sehr viel Geld, — mein Vater war nicht im Stande, ihr einen Wunsch zu versagen; auch nicht, als ihre Ausgaben sein Einkommen mehr und mehr überstiegen. Sein Vermögen schmolz zusammen, doppelt schnell, als mein Stiefbruder Woldemar, der Mutter Ebenbild und des Vaters Abgott, heranwuchs. Stephanie wünschte, daß er Offizier werden möge, aber er zog die Ungebundenheit des Studentenlebens vor und brachte binnen Kurzem eine solche Schuldenlast zusammen, daß der bestürzte Vater in der Unterhütte Hülfe erbitten mußte. Großvater Sellmann gewährte sie, — aber nur dies eine Mal. Als das gleiche Verlangen wiederholt wurde, erklärte er, daß er nichts mehr für den jungen Taugenichts thun könne. Bald darauf starb er, und nun fiel mir die peinliche Aufgabe zu, die Anforderungen des Stiefbruders zurückzuweisen. Aus meinen Privatmitteln konnte ich sie nicht erfüllen, — ich hatte damals schon Weib und Kind, — und die Eisengießerei um Woldemars willen zu belasten, wäre ich, selbst wenn ich es gewünscht hätte, nicht berechtigt gewesen. War ich doch mehr Verwalter als Besitzer der Unterhütte, da nach des Großvaters Bestimmungen das Erbtheil meiner Schwester dem Betriebskapital einverleibt blieb. Stephanie wollte das natürlich nicht gelten lassen; sie fand ihren Gatten und damit ihren Sohn durch des Großvaters Testament widerrechtlich verkürzt und that, was sie konnte, um es zwischen dem Vater und mir zum Bruch zu bringen. Als sie starb, ehe ihr dies gelungen war, blieb wenigstens eine Entfremdung zurück, unter der wir Beide gelitten haben. — Woldemar war inzwischen im vollen Sinne des Wortes zum verlorren Sohn geworden. Von der Universität relegirt, wurde er nach und nach Journalist, Agent, Fectmeister, Pächter, Schauspieler. Oft blieb er halbe Jahre verschollen, um plötzlich mit irgend einem Project wieder aufzutauschen, für das der Vater, — der seit Stephaniens Tode in einfachster Weise lebte, mithin von seiner Jahresrente einen ansehnlichen Ueberschuß behielt, — die Mittel liefern mußte. In welchem Maße er sich ausbeuten ließ, erfuhr ich aber erst, als ich ihn eines Tages unerwartet besuchte und ihn trotz der Decembertälte und seiner sechsundsiebzig Jahre im ungeheizten Zimmer, mit einer Decke über den Knien, am Schreibtisch fand. Die Wirthin, die ich darüber zur Rede stellte, erwiderte, daß er ihr, nachdem Woldemar wieder einmal bei ihm gewesen war, nach jeder Richtung die äußerste Sparsamkeit anbefohlen habe. Natürlich schritt ich ein, das heißt, ich sorgte dafür, daß seine Rente fortan für ihn selbst verwendet wurde, — aber er hat sie kaum noch anderthalb Jahre genossen. Etwa drei Monate nach Deiner

Abreise hat, wie Du weißt, ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende gemacht. Vielleicht infolge des Schreckens über diesen Brief, der neben ihm gefunden wurde.“

Der Vater reichte mir ein Blatt, das aus San Francisco datirt war und meinem Großvater Woldemars Abschiedsgrüße brachte. Mit kurzen Worten, in unsicheren Schriftzügen berichtete ihm der Sohn, daß ihm bei einem Streit das Messer des Gegners zwischen die Rippen gefahren sei, und daß Sachverständige keinen Cent mehr auf sein Leben geben wollten. „Es ist gut so,“ schloß der Unglückliche, „denn ich bin einmal wieder ganz auf dem Trocknen und habe keine Lust, die Plackerei für nichts und wieder nichts von Neuem anzufangen. Gräme Dich also nicht; Du wirst eine Sorge los, und ich mein elendes Dasein.“

„Das hättet Ihr mir schreiben müssen!“ sagte ich, indem ich das Blatt zurückgab.

„Warum?“ fragte mein Vater in seiner herben Weise. „Von einem persönlichen Verhältniß ist zwischen Woldemar und den Meinigen nicht die Rede gewesen, und Familientrauer anzulegen hatten wir wahrlich keinen Grund. Uebrigens war der Stiefbruder nicht der Einzige, der die gutmüthige Schwachheit Deines Großvaters ausgebeutet hat. . . sieh her. . .“

Mit diesen Worten gab er mir einen Schuldschein des Freiherrn Carl Friedrich von Steinach-Jaskerode über den Betrag von 9800 Mark, und ein Briefblatt zur Hand nehmend, fügte er hinzu: „Höre was der Freiherr dabei schreibt.“ Dann las er:

„Lieber Hollbach! Herzlich danke ich Dir für die 600 Mark, die ich gestern von Dir erhalten habe; Du hast mich dadurch abermals aus peinlicher Verlegenheit befreit, — habe nochmals Dank dafür! — Uebrigens ist es mir diese Nacht schwer auf's Herz gefallen, daß Du, wenn ich sterben sollte, keinen Beweis für Deine Forderung an mich in der Hand hast. Darum schicke ich Dir inliegend meinen Schuldschein über die Gesamtsumme Deiner Darlehen. Der Battendorfer Steinach, dem Jaskerode nach meinem Ableben zufällt, hat sie Dir auszahlend;“ — aber das geht uns nichts weiter an, unterbrach sich der Lesende; „ich wollte Dir nur zeigen, in welcher Weise der Freiherr Deinem Großvater verpflichtet war. . .“

„Lieber Vater, sie waren Jugendfreunde,“ fiel ich, von seinem bitteren Tone gereizt, eifrig ein: „es scheint mir ganz einfach, daß Einer vom Anderen Hülfe erbeten und erhalten hat.“

„Mir auch,“ sagte mein Vater noch bitterer als vorher; aber wie nennst Du es, daß der Freiherr nach dem Tode seines Freundes die Schuld ableugnet? . . .“

„Ableugnet, —“ wiederholte ich. „Wie kann er das?“

„Ebenso einfach, wie er auf sie eingegangen ist,“

antwortete mein Vater. „Als ich ihm, — nur der Ordnung wegen, wie ich ausdrücklich betonte, — den Schuldschein vorlege, erklärt er: die Angelegenheit wäre erledigt; er hätte die fragliche Summe von dem Gelde gezahlt, das er von der Feuerversicherung erhalten habe, und als ich nur irgend welchen Beweis erbitte, da ich, als Vormund der Enkel meiner verstorbenen Schwester, über des Vaters Hinterlassenschaft Rechnung ablegen müsse, wirft er den Kopf zurück und sagt, mich hochmüthig von oben herunter ansehend, sein Wort müsse mir genügen, er wäre ein Steinach! Den Brief meines Vaters, der seine Behauptung bestätigen würde, könne er mir nicht zeigen. — Als ich darauf bemerkte, ein Schuldschein könne nicht durch das Wort des besten Edelmanns, sondern nur durch eine Quittung erledigt werden, zuckte er verächtlich die Achseln. — Mir blieb nichts übrig, als zu gehen; aber noch denselben Tag schrieb ich dem Herrn, daß ich bei nochmaliger Durchsicht der Rechnungsbücher meines Vaters nicht eine Spur der angeblich zurückgezahlten Summe gefunden habe, mithin darauf bestehen müsse, den erwähnten Brief des Verstorbenen zu sehen. Am nächsten Morgen bekam ich diese impertinente Antwort:“

„Der Freiherr von Steinach kann auf die Forderung des Herrn Commerzienraths Hollbach nur erwidern, daß ihm seine Ehre nicht erlaubt, ein dem verstorbenen Freunde gegebenes Wort zu brechen, lieber wird er die zurückgezahlte Schuld noch einmal entrichten.“

(Schluß folgt.)



Kaustrom verboten.

Eine Epistel über die Gefallsucht.

Von Gustav Deyer.



S gab eine Zeit, in welcher beim Klange des Wortes „Gefallsucht“ allerlei heitere Bilder vor meinem Geiste aufstiegen, in der sein Begriff mir von jugendlich beweglichen Gestalten, blizenden oder launig schmachenden Augen, von Reden und Schmolken, Anreden und Abweisen in reizender Form, kurz, von dem ganzen Arsenal weiblicher Eroberungskunst ungetrennt schien. Aber von dieser Ansicht bin ich im Laufe der Jahre abgekommen. Ich habe mich überzeugt, daß die Gefallsucht gar keine so ausschließliche Kunst ist, zu deren Ausübung besondere Veranlagung gehöre, sondern ganz allgemein geübt wird, daß sich sogar Leute damit befassen, denen man alles Andere eher zutrauen möchte, daß ganz erschrecklich viel in der Welt sozettirt wird, an allerlei Orten und von allerlei Volk, — daß es sich in der That hierbei um eine Eigenschaft der Menschennatur handelt.

Zu wirklich gefallen will Jeder; irgend etwas will der gewöhnliche Mensch durchaus an seiner Person in den Vordergrund stellen, irgend eine Eigenschaft oder Sache, mit der er besonderen Eindruck zu machen hofft, und da nur eine glückliche Minderzahl über Reize und herzerquickende Liebenswürdigkeit, über Jugend und Regsamkeit in genügender Weise verfügt, so versucht man es, je nach Vermögen und Geschmack, mit anderen Mitteln. Nach Vermögen und Geschmack! Nichts ist so verschieden, wie die, aber was den letzteren anbelangt, so glaube ich bestimmt, daß er nie und nirgends so seltsame Wege einschlägt, wie gerade auf diesem Gebiet, dem Gebiet der allgemeinen Gefallsucht. Da ist kein Ding und keine Eigenschaft so unbedeutend, so wenig verlockend, daß nicht irgend ein wunderlicher Heiliger gerade hierbei seine Hoffnungen auf Eroberungen stütze; ja, die Erfahrung lehrt, daß gerade das Unidiotische, Unsympathische in dieser Hinsicht ein besonderes Vertrauen genießt, daß der allgemeine Geschmack, mit Uebergehung des wirklich Angenehmen an einem Menschenweien, sich mit Vorliebe dessen bedient, was diesem Wesen am wenigsten zur Hiebe gereicht.

Da sind zuerst die kleinen äußerlichen Zuthaten und Ausschmückungen der eigenen Person. Wir finden es natürlich, wenn ein Ring, eine Haartode, ein Fächer, eine blaue Stiefelspitze mit der Aufgabe betraut wird, als Schaustück der Liebenswürdigkeit die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. So ein Ding weiß, was es soll. Der Ring gehört zu einer wohlgepflegten Hand und bewirkt durch sein herausforderndes Blitzen, daß man dies bemerkt. Die Locke fällt eigens deshalb so oft in die Stirn, um ebenso oft mit energischem Rud zurückgeworfen zu werden, denn selbige Stirn ist weiß und von genialer Wölbung. Der Fächer giebt zu anmutigem Augenpiel Gelegenheit, ja selbst die Stiefelspitze hat ihre berechnete Mission; ihre Hierlichkeit soll der Phantasie das ganze Füßchen vorzaubern. Was in aller Welt aber ist erst an einer Narbe, an einer recht abheulichen Narbe, die das Gesicht unheimlich in zwei Hälften theilt, Reizvolles und Verlockendes? Und doch sehen wir den Bruder Studio solchen „prachtvollen Schmuck“ mit einem Stolze, einer Selbstgefälligkeit zur Schau tragen, daß wir deutlich erkennen, seine vornehmlichsten Hoffnungen auf Eroberungen stützen sich gerade hierauf. Auch an den monströsen Tiergebilden, Reckenstrafen, Todtenköpfen u. dergl., die an Verloques, Stockknäpfen und Schmuckstücken prangen, kann der gewöhnliche Beobachter beim besten Willen nichts Anziehendes finden; aber der glückliche Besitzer ist überzeugt, daß ihr pikantes Reiz das sprödeste Herz bezwingt. Ein Handtuch von schreiender Farbe, der Zipfel eines bunten Tuches, das schelmisch aus der Brusttasche lugt, ein Tropfen Parfüm, — hundert und aber hundert solcher Kleinigkeiten sehen wir im Dienste der Gefallsucht, und jede einzelne erfüllt den Eigenthümer mit der tröstlichen Gewissheit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Es kommt bei diesen Dingen auch gar nicht auf Tadellosigkeit, nicht einmal auf Sauberkeit an. Wer den Turner und Deutschhämmer sieht, wie er mit hoher Selbstgefälligkeit den gar nicht laubenden Hemdtrager zur Schau trägt und gerade in ihm ein wesentliches Attribut germanischer Mannhaftigkeit zu erblicken scheint, — der wird das glauben. So einem Herrn könnte man dreißig das eleganteste Kostüm zur Verfügung stellen, er würde sich nicht entschließen, der geliebten Tracht zu entsagen. Auch jener arme Maler im schätigen Sammetrod und mit dem langen, ungepflegten Haar thäte es nicht. Einhergehen wie andere Leute, im gewöhnlichen, laudensüblichen Mod, in üblicher Frisur, — nicht um die Welt! Das hieße die ganze Erscheinung ihres urreinen, originellen Reizes entleeren.

Die Gefallsucht ist eben in der Wahl ihrer Mittel unbedenkbar und beschränkt sich keineswegs auf solche rein äußerlichen Dinge; auch nach anderer Richtung verfolgt sie ihre eigenen, seltsamen Wege. Gesunde Körperkräfte, Lebensfrische und ungechwächte Sinne pflegt man doch gemeinhin zu den schätzenswerthen Dingen zu rechnen, ja man sollte meinen, daß ein Mensch im Vollgenusse derselben von Natur anziehender sei, als der gebrechliche; aber der allgemeine Geschmack weiß es besser: mit nichts wird so gern und so häufig sozettirt, wie mit Schwächen und Gebrechen! Man setzt seine Ehre darein, solche zu besitzen, wenigstens in irgend einer Weise vom normalen Zustand abzuweichen, und wer es nicht kann, bemüht sich, wenigstens den Schein anzunehmen. Wer zählt die Monocles und Bincenes, die Logrons und Brillen, die lediglich im Dienste der Gefallsucht als Wahrzeichen interessanter Kurzsichtigkeit aufgebunden werden? So ein Stückchen Glas, das, am schwarzen Schnürchen baumelnd, von dem lieblich gekrümmten Auge allein festgehalten werden muß und doch auf fatale Weise immer herausfällt, ist natürlich ein höchst unbequemes Ding; aber das richtige Stutzergeraue würde sich schämen, ohne solche Bewaffnung zu erscheinen. Von ähnlicher Wirkung sind die goldenen und blauen Brillen; sie geben dem Gesicht so etwas Gelehrtes, Durchgeistigtes, werden daher auch mehr von reiferen Gefallsüchtigen, besonders männlichen, angewendet. Ueberhaupt ist das schwache Auge sehr in modischem Ansehen, dagegen findet sich wertwürdigerweise selten oder nie die Taubheit als Mittel der Gefallsucht. Oder hat man schon jemand mit dem Höhrrohr sozettirt gesehen? — Am allerbeliebtesten aber sind jedenfalls die Nerven. Wer es nur irgend haben kann, Jung oder Alt, Männlein oder Fräulein, schaff sich ein wenig Nervosität an. So ein gelegentliches Aufschreien beim Klappen einer Thür, so ein hinsterbender Seufzer: „O Gott, meine Nerven!“ gilt für außerordentlich effectvoll; Ohnmachten sind, wie ich glaube, nicht mehr in der Mode, aber eine Idiosyncrasie ist um so beliebter. Beim Anblick einer Raupe, beim Heranschieben eines Käpfchens keine Nervenzufälle bekommen, hieße, nach der Ansicht

vieler Damen, sich der besten Chancen für Eroberungen begeben. Das Vahnweien erfreut sich gerade keiner allgemeinen Beliebtheit, wenigstens nicht so, daß irgend Jemand es fingirt, aber man sieht doch hier und da auch einen schleppenden Fuß, ein leichtes Hinlen recht ostentativ zur Schau tragen; ja, ich kann versichern, daß eine Dame, die, ohne jung, schön oder liebenswürdig zu sein, doch mit allen Ansprüchen auf Eroberungen auftritt, dieselben einzig und allein auf den pikanten Umstand gründete, daß sie an der Krücke ging. — Das Stammeln, Lispeln und Suchen nach Worten ist ebenfalls recht beliebt; so ein periodisch auftretendes „Ah“ und „Hem“ giebt, nach der Meinung vieler, der Rede etwas ungemein Fesselndes; ebenso ist das Anklagen eines fremden Dialektes höchst wirkungsvoll. Leute, die eine Woche in Wien zubrachten, sprechen nach Jahren noch „weanerisch“; Andere, die kurze Zeit im Auslande waren, haben ihre Mutterprache ganz unglücklich schnell vergessen und bringen in derselben keinen stehenden Satz mehr zu Stande. Alle Augenblicke genirt sie der Umstand, daß ihnen statt des deutschen Wortes das fremde einfällt; es ist sehr ärgerlich, aber was will man dagegen thun? Noch Andere haben nur Verwandte im fernem Lande, oder ihre Vorfahren wohnten einmal dort, und daraufhin finden sie nicht einmal einen ehrlichen deutschen Namen mehr für ihre Kleinen, sondern nennen sie James, Kusza oder Marion, je nach der Art ihrer losmopolitischen Beziehungen. Sehr natürlich! So ein Jacques ist doch unbestritten ein ganz anderer Kerl, als der ganz ordinäre Jakob, und wenn er zehnmal wie ein Jakob aussieht. Das Fremdartige hat aber einen bestridenden Zauber und läßt eine solette Verwendung willig zu. Aber wer erklärt die Vorliebe, mit der sich die Kofetterie abnormer Körperzustände bedient? Man ist nicht, man schläft nicht wie ein gewöhnlicher Mensch, man kann nichts vertragen. Fräulein K. seht sich mit ganz rechtschaffenem Appetit zu Tisch, aber Gott verhöte, daß Jemand etwas davon ahne: sie pikt und nippt wie ein Vögeln und ist überzeugt, daß diese ätherische Bedürfnislosigkeit ihr die gesammte Männerwelt zu Füßen legt. Und der alte Herr dort, dem es doch sicher nicht um solche Erfolge zu thun ist, schiebt leuzend seinen Teller fort: „Ach! mein armer Magen! Wo sind die Zeiten, da ich ihm das bieten konnte!“ Er verthät aber mit keinem Worte, welche Zumuthungen er noch soeben an diesen guten, veruleumeten Magen gestellt hat. Auch schlaflose Nächte erfreuen sich einer großen Beliebtheit, denn man hört sehr oft die betrübende Thatsache, nicht geschlafen zu haben, gleich etwas Nihilistischem mit Eifer und Erbitterung verächtlich. Weiter ist die Zahl der Schwächlichen und Empfindlichen, der Häfelnden und Erregbaren, sowie derer, die von einer kleinen Anlage zur Schwindhude oder Auszehrung die bedeutungsvollsten Erfolge erwarten, eine geradezu erstaunliche!

Daß sich die Gefallsucht mit Schwächen und Mängeln nicht auf die körperlichen allein beschränkt, ist natürlich. Auch auf geistigem Gebiet tritt das eigenthümliche Bestreben zu Tage, mit dem, was dem Wesen am unvortheilhaftesten ist, zu blenden, zu fesseln; doch verliert es hier leider den Charakter der Harmlosigkeit. Nügen immerhin die Klagen und Seufzenden mit ihren Nerven- und sonstigen abnormen Zuständen der Familie wie dem Bekanntenkreise oft recht lästig werden, so ernst und nachhaltig gestolten sich die Folgen selten, wie bei jener Gefallsucht mit geistigem Gebrechen, bei denen der Mensch thatsächlich in seine eigenen Fehler verliebt ist.

In die eigenen Fehler verliebt! Das ist es! Und es ist schlimm genug! Denn hier kann von einem Einlenen auf bessere Wege niemals die Rede sein; man hält ja gerade diese Besonderheiten für einen ganz aparten Vorzug, den Niemand nachmachen kann, den man so wenig hergeben möchte, wie der Dandy sein Logron oder die geniale Stirnlocke. „Ich bin nun einmal so!“ sagt man und bildet sich ein, Jedermann müsse freudig erkaunt und hingerissen sein, daß man „so“ ist. „Ich bin nun einmal so“, sagt der rücksichtslose Volterer und Grobian. „Was ich denke, das sag ich frei heraus; ich kann und mag kein Blatt vor den Mund nehmen.“ Ganz gut, ein solcher Freimuth mag dem Volterer selbst bewundernsworth bedanken; aber sehr einmal, wie bittere Thränen dem harten Wort nachfließen, wie treue Freunde sich verlegt abwenden, wie Alles den Grobian endlich meidet, der da glaubt, man müsse seine Art gelten lassen, weil er doch einmal „so“ ist und sich in der Rolle des Grobseins so wunderschön findet. Nicht viel besser ergeht es denen, die mit ihrer Gleichgiltigkeit sozettiren. „Ich lasse es an mich herantommen“, jagen sie; einen Beiß machen, eine Aufmerksamkeit erweisen, Jemand verpflichten, das ist Alles nicht ihre Art, das „kann wirklich Niemand von ihnen verlangen“, sie „sind nun einmal so“. Ja, sie lassen es an sich herantommen, aber es kommt nicht lange; die Gesellschaft schießt endlich ihre Kreise und läßt sie draußen; sie wollten sich suchen lassen, aber siehe da! Niemand vermisst sie. Keine Spur von dem jährlichen Protest, den sie erwarteten. Sie versühmten es, sich der Welt in Erinnerung zu bringen und werden nur zu bald vergessen. Unzählige sind die Formen geistiger Hüßlosigkeit, in der sich Menschen gefallen. Gedächtnischwächen aller Art steckt man sich wie einen reizenden Schmuckgegenstand vor und macht Staat damit. Einer erzählt frohlockend, daß er für Daten absolut kein Gedächtnis habe, und meint, um dieser liebenswürdigen Eigenschaft willen müsse man ihm jedes Uebergehen von Geburtstagen und ähnliche Verstöße gern nachsehen. „Mein Gott“, denkt und sagt er, „wer kann mir so etwas übel nehmen? Ich bin doch einmal so!“ Aber merkwürdig, es wird doch übel genommen, gerade so wie dem Anderen, der kein Personen-Gedächtnis hat und im Vertrauen auf das Gewinnende dieser Eigenschaft gar keinen Versuch macht, ihr das Beleidigende zu nehmen. „Mit wem habe ich die Ehre?“ sagt er zu Einem, der ihm mit der freudigen Zuversicht eines guten Bekannten entgegnet, „Sie müssen wissen, lieber Herr“, sagt er vielleicht beim Anblick der enttäuschten Miene hinzu, „daß ich mir Physiognomien durchaus nicht merken kann.“ Damit glaubt er die Sache nicht nur beigelegt, sondern sogar die bewundernde Sympathie des Anderen gewonnen zu haben; aber dem ist nicht so: Das Nichterkennen am unrechten Platze, wie das Nichtbeachten der Tage, die Anderen wichtig sind, wirkt im Stillen unheimlich fort, eine feindliche Macht, die man herausbeschworen hat. Auch das schlechte Ortsgedächtnis ist oft Gegenstand der Gefallsucht; aber Alle, die sich darin gefallen, nirgends hin zu finden, sich nirgends zu orientiren, können wir einer anderen Gruppe von Gefallsüchtigen, den finblich Unbeholfenen, zugeiellen. Gott bewahre uns vor dieser Art! Die rührende Vertrauensseligkeit und Herztrentheit des lieben Antlachsens, das überall etwas vergißt, in allen Tischen ungezähltes Geld steden läßt, bei den einfachsten Dingen sich an die bessere Einsicht Anderer wendet, weil er, wie er lächelnd versichert, „von all den Beschäftigten nichts versteht“, wird ihm und Anderen leicht zum Verhängnis, und wenn eine gereifte Frau in „löflicher naiver Unerfahrenheit“ es unmöglich findet, die alltägliche Geschäftsformalität zu

begreifen, das Kleinste allein zu befragen, „weil ihr lieber Mann sie in all diesen Dingen so sehr verwöhnt hat“, so scheinen mir Alle, die um sie sind, belagertwerth. So eine liebe Unschuld, so ein herziges Kind in gelebten Jahren ist das Anspruchsvollste, was es geben kann; es verlangt von einem Jeden, daß er ihm des Lebens Last und Verantwortung abnehme, es ist zu nichts nütze und will zu nichts brauchbar sein; „es ist doch nun einmal so“, und wenn die Welt es nur einfach bei Seite schiebt, anstatt seine freiwillige Unerfahrenheit und Hüßlosigkeit derb abzufertigen oder grob zu mißbrauchen, so kann es von großem Glück jagen.

„Ich bin nun einmal so!“ Dies Wort, das auf allen Wegen so selbstgefällig ertönt, das der Welt wie ein Freibrief für alles Mögliche entgegengehalten wird, hat schon viel Unheil angerichtet. Häusliche, liebevolle Gatten entwöhnen sich des eigenen Heims, weil die Herrin in sonatlicher Wirtschaftlichkeit es zu einer Stätte des Unbehagens macht. Sie „arbeitet sich zu Tode“, weil keines der ewig wechselnden Dienstmäddchen es ihr zu Danke macht. Sie wird gallig, unheimlich, unliebenswürdig in dem beständigen Kampf, aber sie möchte um keinen Preis der geliebten Eigenheit entgehen, die sie nach ihrer Meinung weit über alle anderen Frauen erhebt. Wer das triumphirende Gesicht sieht, mit dem sie auf alle Bitten und Vorstellungen, sich zu schonen, erwidert: „Ich weiß, daß ich mich krank mache, mir das Leben verbittere, aber — ich bin nun einmal so.“ — der erkennt deutlich, daß sie in dieses Unheil „so sein“ rettungslos verliert ist. Ebenso häufig hören wir das Wort von ihren Gegenstück, der Unwirtschaftlichen, die im Bewußtsein einer feineren Geschmacksrichtung oder höheren Bestimmung die häuslichen Pflichten von sich weist: „Ich kann mich nun einmal nicht mit solchen Dingen befassen“, sagt sie stolz und bildet sich viel ein auf dieses aristokratische oder geniale „Nichtkönnen“. Aber während sie am Schreibtisch, im Salon, in Ausstellungen und Vereinen ihrer Bestimmung folgt, entbehrt die Haushaltmaschine der leitenden Hand, sind die Kinder fremder Pflege und Erziehung anheimgelassen, eussuchen auch ihrem Heim die guten Geister des Friedens und der Behaglichkeit, und Verwahrlosung, Unordnung, wenn nicht Verfall und Elend, halten ihren Einzug, weil sie, die Herrin, das und jenes nun einmal nicht konnte, weil sie „einmal so ist!“

Doch genug der traurigen Bilder. Nicht immer fährt das rein menschliche Verlangen, mit irgend etwas zu gefallen, zu ernstern Consequenzen, wenn es auch, als etwas Unberechenbares, immer gewisse Gefahren in sich schließt; denn wer bürgt einem Menschenkinde dafür, daß seine Wahl nicht auf irgend etwas Wunderliches, Komisches, Unpassendes oder gar für Andere Störendes fällt? Wer sagt uns, ob nicht gerade wir, ohne es zu ahnen oder zu wollen, irgend etwas an unserer Person in den Vordergrund stellen, was uns am allerwenigsten liebenswerth erscheinen läßt? Das muß schon ein sehr abgeschlossener, in sich vollendeter Mensch sein, dazu ein höchst nüchtern und scharfblickender, für den solche Gefahr ganz ausgeschlossen wäre. Ja, noch mehr, für ihn ist sie erst recht nicht ausgeschlossen; denn wer sich selbst so sicher und über Alles erhaben fühlt, wird schließlich kaum nuthin können, mit diesen Ansichten, — ein wenig zu gefallen! So ist also Niemand sicher, und darum mag jeder Art der Gefallsucht, der wir in harmlosen Formen begegnen, Anspruch auf unsere Nachsicht gewährt sein. Ein Händedruck den armen Schlaflosen und Magenkranken, den Schreckhaften und Mößlichen, den ewig Lachenden und ewig Weinenden; sie sind glücklich in ihrer Rolle und schaden Niemand. Aber jene Anderen, die einer blinden Verliebtheit in die Narrheiten ihres Wesens, eines seltsamen Wahnes willen, die höchsten Güter des Lebens opfern, — sie, die sich und Andere unglücklich machen, weil sie sich gerade darin besonders liebenswürdig finden, — möchte die ernste Schule des Lebens diesen Allen zu Hülf kommen und ihnen das Wort verleiden, das sie so selbstgefällig der Welt entgegenhalten: „Ich bin nun einmal so!“

Kaustrom verboten.

Mynheer de nieuwe Doctor.

Ein holländisches Dorfgeschichtchen von Wanda Bartels.

Siehe die Abbildung „Neugierige holländische Mädchen“, Seite 61.



Was für eine feierliche Sonntagsstille über dem Fischerdörfchen liegt, und doch ist heute nur ein gewöhnlicher Wochentag.

Es ist gerade, als ob die Sonne und der Wind und die Häuser mit den Menschen zugleich unter dem Banne des gestrengen Herrn Bürgermeisters stehen, der ein Feind aller Unordnung, allen Schmutzes und aller thörichten, weltverderbenden Lustigkeit ist. Ernst und streng malt die Sonne ihre pedantischen Schulmeistertriche unter die blizblauen Fenster und die neugestrichenen Thürpfosten, als wollte sie deren beiondere Keuschheit hervorheben; der Wind, der draußen in der Düne solch ein thörichtes, wildes Burische ist, schleicht sich im Dorfe schüchtern an den Häusern entlang, nicht wagend, mit den ungehörigen Dingen, wie etwa Papierfetzen oder trockenen Blättern, ein wenig Häschen zu spielen; nein, ganz im Sinne des gestrengen Herrn Bürgermeisters lehrt er sie in eine Ecke und streicht ernsthaft daran vorüber, wie es einem würdevollen holländischen Winde nach des Herrn Bürgermeisters Meinung zukommt.

Wie groß aber des gestrengen Herrn Macht über die Menschen im Dorfe ist, da Sonne und Wind sich ihm fügen müssen, — nun, das läßt sich einfach gar nicht abmessen, denn dieselbe ist unbegrenzt. Sie ist so groß, daß jeder Laut ringsum in Ehrfurcht erstarren ist, noch ehe er recht zum Bewußtsein seiner selbst gelangte. Kein Mensch ist in den Straßen; und wie sollte das auch sein? Die Männer und Frauen sind die ganze Woche lang draußen auf der See und lehren nur Sonntags heim, und die Frauen arbeiten in den Häusern. Kein Lied dringt durch die zurückhaltend geschlossenen Thüren; keine liebevollen Berichte über der Nachbarn Thun und Treiben werden durch die halb in die Höhe gehobenen Fensterrahmen gestütert: Der Herr Bürgermeister will es nicht, denn es ist Thorheit und weltlicher Leichtsinns, und Alles im Dorfe beugt sich seiner Macht.

Alles! — Aber warum verläßt der Herr Bürgermeister jeden Nachmittag das Dorf mit ein wenig häßlicheren Schritten, als sich eigentlich für ihn schickt? Ja, je näher die Zeiger des alterstgrauen Thurmes der vierten Nachmittagsstunde rücken, desto mehr sieht kein Spaziergang einer Flucht ähnlich (wenn man ein so respectwürdiges Wort überhaupt in Bezug auf eine solche gewaltige Persönlichkeit anwenden darf), — aber Thatsache ist



Neugierige holländische Mädchen. Von Hans Bartels. — Siehe Seite 60.

es, daß er seine ganze Würde erst da draußen wiederfindet, wo die runden Weidenbäume sich ernsthaft im Kanal spiegeln, und die Wiesen mit den fatten schwarzen Kühen eine angenehme fried- und würdevolle Perspektive bilden.

Ja, was in aller Welt zwingt den Allgewaltigen zu diesem täglichen Rückzuge?

Nichts anderes, als die Strichschule. Alles im Dorfe hat der Herr Bürgermeister unterjocht: die Männer, die Frauen und sogar die Vuben, — aber hier ist er gescheitert.

Wie ein Strom von jubelnder Lebensfreude bricht es heraus, wenn die grünen Pforten der Strichschule sich öffnen; zwitschernd, lachend, lächernd, flüsternd und schmollend, wie ein Flug wilder Tauben voll Unruhe hin- und herflatternd, ergießt es sich in die ruhige Straße, das Heer der lustigen Stricherinnen: lauter rothwangige, bligängige, lachende Mädchen, kleine und große.

Was Wunder, wenn der Herr Bürgermeister vor diesem thörichten, weltlichen Heer schon an gewöhnlichen Tagen davonrennt, wieviel mehr dem heute, wo der neue Doctor zum ersten Male in's Dorf kommt. Das ist so eine Sache, wo das wilde Heer sich in seinem ganzen Glanze zeigen wird, denkt sich der Herr Bürgermeister und erinnert sich mit stillem Entsetzen an den Tag seines Einzuges.

Unter dessen zieht der lustige Schwarm auf der entgegengelegten Seite zum Dorfe hinaus, bis an die Mühle, die am Rande des Klinkerweges steht. Von dort aus können sie die Straße übersehen und die alte, grüne Glaslutsche erwarten. Mit welchem Behagen sie sich im Grase niederlassen: Arida van der Plass und Leunje Jaspers als Anführerinnen und dann alle die Anderen: Maartje van der Duin und Maartje van Ahin, Aldje und Käje Hoog und wie sie Alle heißen. Die Sonne funkelt in den blanken Augen an ihren Stirnen und läßt die weißen Hüden hell aufleuchten, und sie sitzen im Grase, schwagen und lachen und erwarten die alte grüne wadelige Glaslutsche mit dem neuen Doctor.

Es dauert lange, aber was thut das? Sie haben ja Zeit. Arida van der Plass und Leunje Jaspers werden schon sorgen, daß die Langerweile nicht bei ihnen einkehrt. Und richtig: die zwei sind die ersten, die die geliebten fünf Kalbsnöchelchen aus der Tasche ziehen und über ein Weilchen sind alle die rothen Flappermäulchen verstummt, und man hört nur den klanglosen Ton der Kalbsnöchelchen, die in der Luft an einander stoßen und mit dem Rücken der linken Hände gefangen werden.

Wie lange Mynheer de Doctor ausbleibt!

Ta, — endlich rollt sie um die Ecke, die herrliche alte Kutsche mit dem gewölbten, grün gestrichenen Dache und den großen geschweiften Fenstern. Feierlich, wie ein Standbild der Ruhe, sitzt der dicke, glattrasierte Kutscher auf dem Boche und mit einem feierlichen statischen Trab gedenken die würdigen dicken Pferde ihren Einzug in's Dorf zu nehmen.

Hurrah, mit welchem Schwunge die ganze Strichschule auf den Beinen ist! Mit welcher an ein Wunder grenzenden Schnelligkeit alle schreienden kleinen Brüder und Schwestern auf den Armen der Großen verstummen; so schnell, daß wohl das Geschrei aufhört, aber wie ein Märchen vom Dornröschen, die weitoffenen Mäulchen von der unterbrochenen Thätigkeit Kunde geben.

Eins, zwei, drei, wie ein Volk Rebhühner, flattern sie über den Graben und nun geht es „trapp trapp, trippel trapp, klapp klapp“ auf den hölzernen Schuhen hinter der Kutsche her.

Mit einem feierlichen kleinen Popser biegt dieselbe aus dem Klinkerwege in die gepflasterte Dorfstraße, um zunächst den Weg nach dem Wirthshause zu nehmen; die Dorfmäddchen hinterher; springend, lachend und außer Athem; ihren Gefangenen mit einem jubelnden Siegesmarsche, den ihre Holzschuhe auf dem Pflaster trommeln, in's Dorf einführend.

Er kann ihnen nicht entrinnen, mit aller List der Welt nicht; so lange er im Dorfe zu thun hat, ist er ihre Beute, wie es der alte Doctor vor ihm war, und wie überhaupt Alles, was nicht zur alltäglichen Gewohnheit des Dorfes gehört, ihre Beute war und ist und sein wird.

Doch die grüne Glaslutsche hält endlich vor dem Wirthshause und Ihr meint natürlich, der Doctor steigt nun aus.

Ja, wenn er könnte! Aber im Begriffe auf das Trittbrett zu treten, umgibt ihn ein Gewimmel von weißen Hüden, blühenden Augen, rothen Wangen und lächelnden Mäulern, neugierige Händchen greifen nach seinem Rocke, seinem Spazierstocke und seiner Ledertasche und im jubelndem Chor dröhnt es in seinen Ohren:

„Mynheer de Doctor! de nieuwe Doctor!“

Mynheer de Doctor steht einen Augenblick ganz erstarrt; dann blickt er hilflos nach dem Kutscher. Aber der Philosoph thut, als hörte er von dem Lärme keinen Ton, weiß er doch, daß in diesem Falle nichts nützt, nicht einmal ein Schwippchen mit der langen Peitsche. In diesem Falle nützt nur Jansje und bis sie erscheint, schaut der dicke Kutscher angelegentlich nach der anderen Seite, als wäre da drüben, wo die Düne über die winzigen Häuser blickt, irgend ein Wunder zu ergründen.

Da erscheint Jansje, wie sie in diesem Falle zu erscheinen pflegt: den einen, lahmen Fuß im Holzschuh, den gesunden im bloßen Strumpfe; den fehlenden Holzschuh in der Hand schwingend, um sich mit festen Knäffen und Pässen ihren Gast zu erobern. Nur daß es nie zu den beabsichtigten Pässen kommt, denn bei Jansje's Erscheinen ist das ganze wilde Heer wie weggeweht, — auf irgend eine zauberhafte Art und Weise verschwunden, und Mynheer de nieuwe Doctor steht mit einer wunderlich verdrehten Miene auf dem Trittbrett der altmodischen grünen Kutsche und starrt die ernsthaft verschlossenen würdigen Bäuer an und die stille Straße, — reißt sich die Augen und ist geneigt, an einen Elfenzauber oder so Etwas zu denken, bis Jansje mit ihrer märrischen Stimme ihn einladet, in's Haus zu treten. „Bande, diese Kinder!“ jagte Jansje mit ihrer märrischen einformigen Stimme, während sie dem Doctor voran die steile Treppe emporhumpelt, die dicht hinter der Thüre anfangend, wie eine Hühnerstiege in's Gaßzimmer führt.

„Bande, diese Kinder!“ jagt sie nochmals, während sie mit der weiten Schürze über den Tisch fährt. Sie spricht diesen Satz ohne jeden Aergers, ganz geschäftsmäßig, und wie sollte das wohl anders sein, da sie jeden Gast aus den Händen der Kinder erobert und jeden Gast mit den gleichen Worten begrüßt.

Mynheer de Doctor setzt sich und bestellt Kaffee. Jansje steht auf, lehnt sich über das grüne Treppengeländer und ruft:

„Annie, Coffie!“ setzt sich wieder auf ihren gewohnten Stuhl in der Ecke und strickt.

Ueber ein Weilchen läßt sie die Verpflichtung, Mynheer zu unterhalten.

„Ja ja, Mynheer,“ jagt sie mit ihrer märrischen Stimme, „diese Kinder! Dewot u oot welke? — Rec? Na dat is gut.

Nix als Unglück mit Anders, nix als Unglück. — Bar drei Jahr' verheirathet, — drei Kinder, — kann geboren, — alle todt. Und erst das Unglück, wenn sie alle am Leben bleiben, wie bei meiner Schwester. Sie hatte die Wirthschaft früher, — zu viel Eier, — Alles verloren, — da hab' ich sie gekauft, — nix als Unglück, — aber wart' Ihr Augen —“ und in heller Wuth springt Jansje auf, denn das ganze grüne Treppengeländer strotzt plötzlich voll weißer Hüden und lachender Gesichter und große neugierige Augen heften sich voll Entzücken über die gelungene Kriegslust auf Mynheer de nieuwe Doctor.

Mynheer de Doctor begreift, begreift, daß er der Strichschule hier nicht entgegen kann, zahlt seinen Coffie, informiert sich über den Weg zu seinen nächsten Kranken, und geht.

Mit welchem Jubel sie ihn empfangen, da er ihr Reich betritt! Mit welcher Begeisterung das ganze weißhäubige Heer hinter ihm drein zieht! Wenn Mynheer de nieuwe Doctor der Kattenfänger von Sameln wäre, könnten die herzigen Meisjes nicht folgender hinter ihm drein marschiren.

Mynheer de Doctor wird ungeduldig, er wendet sich um und schilt und droht, — sie lachen und poltern sicher hinter ihm her, wie er weiter geht. Mynheer de Doctor macht die schnellsten Schritte, die schon fast nach einer Flucht aussehen, — heiß! jubelnd stürzt die ganze Strichschule hinterher.

Um wenigstens einen Theil seiner Würde zu retten, beschließt Mynheer nach der Glaslutsche zurück zu kehren. Aber ach! die ganze Länge des Dorfes liegt zwischen dem Giebel von 1612 und der alten Gräben. Aber es muß sein; und voll Muth begiebt sich Mynheer auf den Weg; die klappernden Meisjes hinterher.

Aber was ist das? Hat der gestrenge Herr Bürgermeister die ganze Würde und strenge Feierlichkeit des Dorfes mit sich hinausgenommen an den Kanal zu den runden Weidenbäumen? — Vor den Thüren stehen plaudernde Frauen, und wie Mynheer de Doctor mit dem lustigen Schwarme vorüberzieht, geht eine oder die andere so in Gedanken mit, — etwa die Mutter von Arida van der Plass oder Leunje Jaspers, die eines von den Kleinen zurückhaben wollen; dann über ein Weilchen kommt der Weltmann von der Stadt zurück, die Meisjes lachen ihm zu, er lacht zurück und geht mit, dann ein paar Nachbarinnen, dann der Gemüthbauer, dann dieser und jener, — und wie Mynheer de Doctor sich umschau, sieht er sich an der Spitze einer ganzen Lawine von klappernden Holzschuhen und lachenden Gesichtern.

Mynheer wird es heiß und kalt bei diesem Anblick. Mit rauchem Muth schäpt er die Entfernung zum Wirthshaus und — schwenkt kurz entschlossen in eine Seitenstraße, die zum Bahnhof führt, den dicken Kutscher und die altmodische grüne Glaslutsche verrätherisch im Stiche lassend.

Die Erwachsenen aus Mynheer's Gefolge befinden sich auf ihre Würde und gehen auf der Hauptstraße weiter, aber die Meisjes! Ach du lieber Gott, als ob die Strichschule auf irgend eine Weise von der Welt abzusütteln sei! Jubelnd häufen sie hinter Mynheer de Doctor her, bis auf den Bahnhof. Mynheer de Doctor zieht seine Börse, wirft alles Kupfergeld, das er bei sich hat in die jauchzend emporgestreckten Hände und rettet sich in den Wartesaal, wo er sich ganz erschöpft niederläßt.

Da fliegt es, wie ein Schwarm wilder Tauben, gegen das große Fenster. Nasen und Lippen drücken sich platt an den Scheiben, und die lustigen Augen suchen Mynheer de Doctor in der halb dunklen „Wachstamer“, nickend und winkend, bis das Signal zum Einsteigen ihn von dem reizenden wilden Heer befreit.

Begreift Ihr es nun, warum der gestrenge Herr Bürgermeister, der ein Feind aller Unordnung, allen Schmutzes und aller thörichten weltlichen Lustigkeit ist, jeden Tag um vier Uhr an den Kanal hinausflüchtet, wenn die Strichschule ihre grünen Pforten öffnet, und nicht eher wieder kehrt, als bis die Sonne und die Bühner und die lustigen Meisjes zu Bett sind, und das ganze Dorf voller Würde und Feierlichkeit und Ordnung ist, wie es sich für ein braves altes holländisches Fischerdorf geziemt, — nach des gestrengen Herrn Bürgermeisters Meinung? —

Rastred verboten.

Musik in und außer dem Hause.

Von F. Benefeld.

III.

Wie einerseits die Oper die mannigfaltigste Anregung, allgemein genommen, so sind die Concerte andererseits für die Kunst von unmittelbarem und maßgebendem Einflusse. Sie sind bestimmend für den Ruf der Componisten, Virtuosen und Sänger, die ja auf diese Weise direct auf das Publicum einzuwirken im Stande sind. Außerdem aber wird mit ihnen die Kritik in den Tagesblättern wachgerufen, die dann wie Ketten-Glocklein oder Sturmglöken in alle Welt hinaushallt, je nachdem der Betreffende einen mehr oder minder starken Strang zum Reclameläuten disponibel hat. Auf die Heranbildung des Publicums für das Erkennen der Kunst, und auf die Väterung des Geschmacks desselben können und sollen die Concerte Einfluß haben, und sie geben, richtig geleitet, dann auch den Gradmesser für die Urtheilsfähigkeit desselben ab.

Es fragt sich nun, ob unsere Concerte, so wie sie nun einmal sich gestalten haben, ihren Zweck und ihre Aufgabe wirklich erfüllen und da müssen wir einer großen Zahl derselben gegenüber uns abweichend verhalten.

Seit Berlin die Hauptstadt des mächtigen deutschen Reiches geworden, ist hier, wie auf allen geistigen Gebieten, auch im Musikleben eine Centralisation eingetreten, die demselben einen eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Componisten, Virtuosen, Künstler jeglicher Art suchen die Reichshauptstadt auf, um von dort aus eine feste Grundlage für ihren Ruf zu gewinnen. Das ist an und für sich natürlich und begreiflich. Auf diese Weise aber strömt eine solche Ummenge von Darbietungen zusammen, daß Schlechtes und Gutes in stunderwährendem Juviel vor uns erscheint. In wie weit in diesem Punkte eine geündere Gestaltung der bewegenden Factoren nöthig wäre, will ich hier veräußern, da die Frauen-Zeitung kein Kampfplatz für derartige Prinzipien und — Geschäftsfragen, — leider spielen letztere dabei eine maßgebende Rolle, — sein kann. Es mag genügen, wenn ich meinen verehrten Lesern und im ähnlichen Spiegelbilde außerhalb der Reichshauptstadt bietet.

Den weitaus größten Theil der Concerte fällen die Virtuosen aus, und je nach den verschiedenen Arten derselben zerfallen die Leistungen in Componisten-, Vieder-, Klavier- und ähnliche „Abende“. Diese nun vertheilen sich auf Meister und solche, die es werden wollen, und da es bekanntlich einmüßig auf der Menschheit höhen ist, so ist die Zahl derjenigen Darbietungen, die auf wirklichen Kunstwerth Anspruch machen können, eine erschreckend kleine. Aber das thut nichts! Jeder oder Jede, die ihre Studien vollendet zu haben glauben und in der glücklichen Lage sind, über einigen Mammon verfügen zu können, lassen durch den geschäftskundigen Agenten Reclame machen, auf die allerdings meist nur wenige zahlende Leute hineinpringen. Der größte Theil des Saales wird ausverkauft an Freunde und an die Verwandtschaft des Concertgebers und des Agenten bis in's tausendste Glied. Die Gutmüthigkeit eines und des anderen Berichterstatters kann dann mit möglicher Umgebung der sachlichen Beurtheilung wahrheitsgemäß eine überaus beifällige Aufnahme bestatigen. Das genügt im Wesentlichen, um im weiteren Umkreise Berlin's für fernere derartige Unternehmung als Empfehlung benutzt zu werden. Ich will nun nicht behaupten, daß die Leistungen dieser Art nicht nach und nach von einem großen Theile des kunstverständigen Publicums auf ihren wahren Werth erkannt würden; die überaus geringe Theilnahme der zahlenden Zuhörer beweist das zur Genüge. Schlimm aber ist, daß auf solche Weise die Vieder-, Klavier- und ähnliche sogenannte Abende dadurch zur Regel geworden sind. Heinrich Ehrlich hat bereits vor einiger Zeit in diesen Spalten (Vieder-Abende und Abendlieder) in treffender, geistvoller Weise darauf hingewiesen, daß die Menge der Vieder-Abende, als dem eigentlichen Zwecke des Liedes nicht entsprechend, einer Einschränkung bedürfe. Es bleibt mir demnach übrig, dieses Verdict auch auf die weitaus größte Zahl der Componisten-, Klavier- u. Abende auszuwenden.

Die Componisten-Abende sind vorläufig, wie es scheint, eine Specialität des Berliner Musiklebens. — So ein junger Componist schreibt zunächst so viel zusammen, daß er ein den Abend füllendes Programm aufzuweisen hat, und dann geht es los. Eigentliches Interesse an diesen Aufführungen haben nur die wenigen Sachverständigen unter den Zuhörern, denn ein Publicum, mag es noch so gut errogen sein, wird doch nicht jederzeit richtig urtheilen. In Leipzig wurde vor Zeiten eine Ouverture von Bach ausgeführt, weil man nicht wußte, daß sie von dem gerade dort so hoch gefeierten alten Herrn herrührte, und Aebuliches hat sich in Paris und an anderen Orten ereignet. Wirklich Gutes wird sich ja nach und nach Bahn brechen, aber jedes Publicum würde in die ärgste Berlegenheit gerathen, wenn man ihm alle Musikstücke eines Concertes ohne Componisten-Namen aufführte. So ohne Weiteres nach dem Anhören eines Musikstückes allein zu urtheilen, vermag nur der Fachkundige. Deshalb nun, weil das Publicum sehr oft einem ganz unbekanntem Namen gegenüber nicht zuverlässig zu urtheilen vermag, lohnt sich für dasselbe der Besuch solcher Concerte, in denen ein Einziger, Namenloser, ausschließlich gehört wird, nicht sonderlich. Die Veranstalter von Componisten-Abenden würden aber meiner Ansicht nach ganz gut, sogar besser oftmals ihren Zweck erreichen, wenn sie ihre Werke nach und nach einzeln in die Concertprogramme einrichteten. Auch dabei könnte der Agent mit seinem einnehmenden Wesen helfend eingreifen, wenn es nun einmal ohne ihn nicht geht. Die jungen Künstler aber kommen so in die Lage, ihre bei einer Aufführung gemachten Erfahrungen schon bei dem nächsten Werke verwenden zu können. Es ist vorgekommen, daß Einer, sage und schreibe, hundert Vieder mit einem Male hat drucken und von denselben einige dreißig an einem Abend vortragen lassen. Kann es da Wunder nehmen, wenn recht viel Tinte und Papier verschwendet erschien, da so manchem Gedanken die glättende Feile der Erfahrung fehlte? Dem zahlenden Zuhörer aber legt doch ein derartiger Componist-Abend ein allzu großes Risiko auf. Es ist wohl nicht anzunehmen, daß dort Jeder für sein gutes Geld Genuß haben kann, und das wollen doch schließlich Alle.

Den Luxus eines Klavier-Abends sollten sich nur Künstler ersten Ranges leisten. Die Mangelhaftigkeit des Instrumentes läßt ein Manco an geistiger Vertiefung gerade hier um so leichter empfinden. Je weniger der Klavierpieler in den Sinn und Gehalt des vorzutragenden Tonstückes einzudringen vermag, desto mehr ist er auf die mechanische Fertigkeit angewiesen, aber diese, so werthvoll sie an und für sich auch ist, darf doch nur das Mittel zum Zwecke sein, insofern sie mit reichem Empfinden und eindringendem Verständniß zur Ausführung gebracht wird. Wenn uns nun die Mehrzahl der Klavier-Abende junge Leute bringt, die uns die Interpretationen ihrer Meister in mehr oder minder gelungener Copie hören lassen, so wüßte ich eigentlich nicht, was das Publicum für sein Kunstverständniß Werthvolles dabei gewinnen könnte. Dabei täuscht übrigens der Vortragende sich und seine Zuhörer oftmals über sein Können, denn wenn er seinem einstudirten Programm selbstschöpferisch einmal Neues hinzufügt, so tritt dann die ganze innere Leere des „Virtuosen“ zu Tage, weil der Geist des Lehrers nicht mehr als Schutzgeist darüber schwebt. Es wäre doch wohl anheim zu geben, ob nicht lieber diese Klavier-Abende auf ein Minimum zu reduciren seien, und ob nicht die Klavierkünstler klüger und besser thäten, ihre Kraft an einigen wenigen, in den Rahmen eines verschiedenartigen enthaltenen Programms eingefügten Vortragsstücken zu erproben. Daß ein Hans von Bülow im Stande ist, uns einen ganzen Abend mit dem Vortrage der fünf letzten Beethoven'sonaten zu fesseln, daß Bernhard Stavenhagen selbst einen ganzen Liszt-Abend hindurch uns zu interessieren vermag, daß Teresa Careño mit ihrer ganz eigenartigen Begabung uns mit dämonischer Gewalt in ihren Zauberkreis bannet, aus dem wir kaum uns loslösen, wenn das letzte Stück des Abends verklungen ist, das berechtigt doch nur außer den Genannten sehr Wenige, uns das Gleiche bieten zu wollen. Mögen sich aufstrebende Klavierkünstler mit einzelnen Leistungen hervorwagen, so wird es möglich sein, größeres Interesse zu erwecken, als wenn sie einzig und allein einen ganzen Abend beanspruchen, über dem dann der schlimmste Feind jeglicher Kunst-Production, die Langerweile, lagert.

Dies Virtuosenenthum, namentlich auf dem Klavier, hat auf unser ganzes Musikleben den nachtheiligsten Einfluß, der auch polypenartig unsere gesellschaftlichen Verhältnisse umklammert. — Man hat die Musik in die Unterrichtsgegenstände aufgenommen, namentlich in die des weiblichen Geschlechts, und das ist ja an und für sich nöthig und schön. Dadurch aber, daß man im öffentlichen Musikleben so sehr viel Oberflächlichkeit und Neußerlichkeit findet und bei der Masse der Darbietungen oft das wenige wirklich Werthvolle veräußt und überflüssig stumpt der Sinn für das, was wahre Kunst ist, ab und man begnügt sich mit der mechanisch erlernten Fertigkeit. Es genügt, irgend

ein Musikstück in der Gesellschaft ohne störenden Fehlgriff herunter zu arbeiten, um der vortragenden Dame den Ruhm einer außerordentlichen Klavierpielerin in ihren Kreisen zu verschaffen, denn Carl Friedrich Schulze und Anna Marie Müller haben es ja in dem letzten Concerte ebenso gemacht. Manches beiseidene, gut erzogene junge Mädchen wird dadurch zu einer unberechtigten Selbstschätzung gebracht. Auch mit der Pflege des Gesanges ist es ganz dasselbe, denn, wie schon gesagt, ist die große Mehrzahl der Vieder-Abende nicht geeignet, als anregendes Beispiel zu wirken. Das geschieht nur dann, wenn man aus den Vorträgen eines Gura oder einer Amalie Joachim erkennt, welche Klust solche wirkliche Meister von den meisten Uebrigen trennt. So auch wird man dann sich des Unzulänglichen der eigenen Leistung bewußt werden und auf dem Gebiete bleiben, welches dem eigenen Können entspricht. Leichtes lieber gut, als Schweres mangelhaft zu bieten, darin liegt das richtige Ziel, aber wenn man zuviel erreichen will, erlangt man zu wenig. Ich möchte glauben, daß unsere Vorfahren, die sich am Klange der Laute und des damals noch sehr bescheidenen Clavechimbels erfreuten, mehr leiteten als unsere heutigen Familientalente. Zudem befanden sich in fast allen Familien Streichinstrumente verschiedener Art, die bei geringeren Ansprüchen ein wohlklingendes Zusammenpiel abgeben. Man achtete eben mehr auf den Vortrag, als auf äußere, glänzende Fertigkeit. Sollte es sich nicht empfehlen wieder mehr nach dieser Richtung hin einzulenkten? An Anregung fehlt es beispielsweise hier in Berlin nicht. Wir haben in neuerer Zeit neben dem berühmten Joachim'schen Streichquartett eine ganze Reihe von Kammermusik-Vereinigungen, die mit ihren vortrefflichen Vorträgen gegen billiges Eintrittsgeld Genußreiches in Menge bieten. Je mehr aber man sich mit dem eigentlichen Wesen der Musik vertraut zu machen sucht, um so richtiger und selbständiger wird man demjenigen gegenüber urtheilen, was außer dem Hause im Theater und auf dem Concertpodium geboten wird und somit in der richtigen Auswahl desselben desto mehr Freude und Genuß haben.

Nachdruck verboten.

Das Reiten der Damen im Herrensitz.

Von Victor Happrich.

Unter den vielen sportlichen Vergnügungen und Künsten, welche verdienen, von Damen geübt zu werden, nimmt der Reitsport unbestritten den ersten Platz ein; wird ja doch weibliche Grazie selten in ein so vortheilhaftes Licht gestellt, als wenn sie, verbunden mit Sicherheit und schulgerechter Haltung, die Herrschaft über ein edles Pferd ausübt. Die Damen der besten Kreise geben uns dadurch, daß sie den Reitsport mit regem Interesse ausüben, den besten Beweis dafür, daß eben dieser Sport labilste ist in jeder Beziehung. — Wird er aber in der richtigen Weise, gesundheitslich, der Sicherheit entsprechend ausgeübt? ... Leider muß man diese Frage, so lange der Quersitz üblich ist, verneinen.

Zu keiner Zeit ist das Reiten ein ausschließliches Vorrecht der Männerwelt gewesen; stets haben sich auch Frauen je nach Bedürfnis der Reitsperde bedient. Schon aus grauer Vorzeit klingt ein Märchen zu uns von den Amazonen, deren Königin Hippolyte den Hercules bezwang; dieselben sahen, wie die vortreffliche Statue von Rhiz es uns zeigt, nach Männerart zu Pferde. Diesen rein natürlichen Sitz, der uns nur deshalb feltam vorkommt, weil unser Auge nicht an ihn gewöhnt ist, finden wir bei allen Frauen der halbcivilisirten Völker, z. B. bei den Indianern, den Kirgisen, den Tataren u. s. w.; auch die Mexikanerinnen, sowie die Bewohnerinnen Albanien's, Rumänien's und Siebenbürgen's reiten fast durchweg rittlings. Auch bei uns in Deutschland war dieser Sitz allgemein, bis zu Ende des 12. Jahrhunderts Anna von Luxemburg, die Gemahlin Richards I., den englischen Quersattel einführte, der mit allen seinen großen Mängeln, von wenigen lobenswerthen Ausnahmen abgesehen, bis auf den heutigen Tag beibehalten worden ist. Neuerdings erst ist, von England und Frankreich angeregt, die Frage aufgeworfen worden: Damen- oder Herrensattel? so daß es sich wohl lohnt, die Gründe für, resp. gegen den Herrensitz in's Auge zu fassen.

Sehen wir uns zunächst die Reiterin selbst an. Bei dem heutigen künstlichen Quersitz sitzt die Dame zwar fest, ist aber stets mehr oder minder von dem guten Willen des Thieres abhängig. Sie kann sich schwer von demselben trennen, ein Umstand, der bei einem Sturz sehr in's Gewicht fällt. „Hülfe“ kann sie dem Pferde nur mit dem linken Unterschenkel geben; eine Seite ist daher ein unentbehrliches Requisit. Unsere Damen reiten nur mit einem Sporn, welcher am linken Absatz befestigt ist; mühsam konstruirte Hülfsmittel auf der rechten Seite, wie z. B. der künstliche Sporn, welcher mit einem unter dem Sattelnknopf befindlichen elektrischen Apparat in Verbindung steht, sowie das über die Reitgerte gezogene Spornrädchen bieten nur einen unvollkommenen Ersatz. In sanitärer Beziehung stützt sich Schreiber dieses auf ärztliche Autoritäten, wenn er sagt, daß ein Sitz rittlings dem Quersitz vorzuziehen wäre. Ferner sei hier nur an den wirklich selten vorkommenden Sitz des Kostüms, an das lästige Durchstoßen des Kleides mit dem Sporn und an den wichtigen Umstand erinnert, daß bei dem Quersitz eine Dame ohne männliche Hüfte nicht in den Sattel gelangen kann. Alle diese Uebelstände fallen beim Herrensitz fort. Auch würde die Dame in den Stand gesetzt sein, falls es ihr Vergnügen macht, sich ein Pferd selbst zuzureiten.

Betrachten wir nun das Pferd. Hat dasselbe nicht genügend starke Nierenpartien und einen sehr hohen Widerrist, den schweren Damensattel in seiner Lage zu erhalten, so rutscht derselbe auf die linke Seite, und der Rücken des Pferdes wird grausam geschunden. Dazu gesellt sich die bei weitem schärfere Gurtung der Sattelriemen und die hohe Zügelführung, welche man nur unvollkommen durch den Martingal in eine tiefere zu verwandeln gesucht hat. Auch die Gangart des Pferdes wird durch den Sitz der Dame beeinflusst; der beständige Rechtsgalopp bewirkt, daß es nur wenige ältere Damenpferde giebt, welche nicht an einer Steifigkeit des linken Hinterfußes leiden. Bei allen diesen Uebelständen kann man sich nur wundern, den englischen Damensattel immer noch im Gebrauch zu sehen.

Selbstverständlich müßte die Ausrüstung der Dame, welche im Herrensattel reiten will, eine entsprechend decente sein, und es sind bereits Modelle geschaffen worden, welche auch strengen Ansprüchen genügen dürften. Eins derselben, auf der großen Pferde-Ausstellung in Berlin ausgestellt, zeigte eine junge Mexi-

lanerin in Herrensitz. Die Taille ist jadedartig gearbeitet, der Rock vorn und hinten geteilt und mit Knöpfen versehen, jedoch er, wenn die Dame zu Pferde steigt, aufgeschlopfen werden kann. Unter dem Rock trägt die Reiterin ein enges schwarzes Tricot und ungarische Huzarenstiefel mit zierlichen Sporen. Den Kopf bedeckt ein rundes Filzhütchen. Ein zweites Kostüm nähert sich allerdings mehr der Männertracht. Die Damen tragen lose anliegende Jacken aus Architekten-Sammet, welche taillenartig zugeschnitten sind, dazu weite, faltige Reitleider aus demselben Stoff und unter diesen ein enges Tricot. Die Hüfte stecken in hohen, hellgelben Reitschneideln; den Kopf bedeckt eine Jodenmütze oder besser noch eine vieredrige Polennmütze.

Beide Modelle machen einen durchaus schädlichen Eindruck und es wäre vielleicht zu wünschen, daß unsere Damenwelt sich entschloße, einen Versuch zu machen und so Stellung zu nehmen zu dieser Frage, welche wohl werth ist, nicht ohne Weiteres in Vergessenheit zu gerathen. Wir würden uns freuen, aus den Kreisen unserer sportliebenden Leserinnen ein für oder Wider in Bezug auf die obigen Anregungen zu hören und sind gegebenen Falles auch gern bereit, einige Illustrationen über die neuen Reitskosteime zu bringen.

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.



Reise-Notizbuch. — Jene umfangreichen Reise-Tagebücher, wie sie in der Glangzeit der Postkutsche beliebt waren, als unsere Classiker ihre Werke schrieben, sind in unseren Tagen, wo der Pfiff der Lokomotive die lustigen Weisen des Postillons ertönt hat, wohl ganz außer Kurs gekommen. In der That, — viel Werth haben diese, meist recht breit angelegten und mit vielem Ballast fortgeschleppten Aufzeichnungen kaum gehabt. Zweckmäßiger ist gewiß mein schmuckes „Reise-Notizbuch“ in schmiegsamem rothen Wädelerband. Schon seit Jahren führe ich es auf allen meinen Reisen als unentbehrlichen Begleiter mit mir. An seinen kurzen Sätzen raut sich die Erinnerung, für Manche das Schönste an der Reise, gar lustig empor; Empfindungen werden wach; ich koste noch einmal die würzige Hochgebirgsluft oder schaue von der einsamen Düne dem Wellenschlage der See zu. — Manchmal hat mein Buch nachträglich auch noch einen practischen Werth. Ich lasse nachstehend eine Seite aus demselben folgen:

1890.

- Donnerstag, 17. Juli. Salzburg (Hotel de l'Europe); Aigen.
- Freitag, 18. „ Mönchsberg; Neuthor; Festung; Am. Museum; Ab. Maria Plain.
- Sonnabend, 19. „ Kapuzinerberg; Maria Plain.
- Sonntag, 20. „ Hellbrunn; dort Dr. B. getroffen; Am. mit demselben nach Berchtesgaden.
- Montag, 21. „ Königssee; St. Bartholomä; Obersee. Zurück nach Salzburg.
- Dienstag, 22. „ Dom, Friedhof und Stifte Keller St. Peter; Ab. Geisberg (prachtvolle Aussicht).
- Mittwoch, 23. „ St. Johann im Pongau; Liechtenstein Klammern; Zell am See (Hotel Kaiserin Elisabeth).

L. in Berlin.

Reisekorb und Anderes. — Da es bei einem „combinirten Billet“ kein Freigepläd giebt, ist es empfehlenswerth, sich einen leichten, 75 Cent. langen, 45 Cent. breiten Korb anfertigen zu lassen. Wachtuch, womit diese Körbe gewöhnlich ausgefüttert werden, ist verhältnißmäßig schwer; man verwende lieber leichten Stoff und nehme nur für den Deckel Wachtuch, damit die Einlage vor Regen geschützt ist. Ein solcher Korb ist leichter, als der leichteste Koffer. Ein Sommerleid wiegt ungefähr 3 Pfund, ein Paar Gesellschaftsjauche wiegen nur 250 Gr., und so rathe ich, da man gern, — sei es im Theater oder in Abendgesellschaft, — „vollständig“ erscheinen will, zwei Gesellschaftskleider mit Gesellschaftsjachen, einen Hut, leichten Umhang und alles, was eine junge Dame an Kleinigkeiten für den Gesellschafts-Anzug nöthig hat, in den Korb zu verpacken, jedoch stets auf das Gewicht der Sache Rücksicht zu nehmen. Diesen Korb lasse man mit einer Kofze, nicht Eisenstange und einem leichten Schloß versehen und verseehe sich mit einigen gummirten Adressen für die spätere Beförderung. Das Ganze wird vielleicht 16 bis 18 Pfund wiegen und wird stets nach dem Orte geschickt, wo auf Gesellschaften zu rechnen ist, — nicht bloß als Frachtstück, sondern durch die Post; sollte der Billigkeit wegen ersterer Weg gewählt werden, so könnte es Einem vielleicht wie jener Dame ergehen, die ihren Korb nach dem Nordseebad erhielt, als sie im Begriff war, dasselbe nach vierwöchentlichem Aufenthalt zu verlassen. Es herrscht vielfach Unkenntniß über die Billigkeit, mit welcher man durch die Post befördern lassen kann; man hat den Kostenpunkt vollständig in der Hand: für 5 Kilo bezahlt man 50 Pf., für jedes Kilo mehr einen der Entfernung entsprechenden Aufschlag. So bezahlte ich für meinen Korb, in welchem sich die Garderobe mit allem Zubehör, — außer Wäsche, — für vier Wochen befand, bis zu einem Nordseebade 2,8 M.

Außerdem packe man in einen recht leichten Handkoffer ein Kleid, den Regenmantel, eine Jacke, Handschuh, ein Paar Schuhe, möglichst wenig Wäsche, da dieselbe bekanntlich am schwersten wiegt und man im Sommer schnell unterwegs waschen lassen kann, sowie das, was zum Frisiren u. nöthig ist. Auf den Koffer schmale man ein Plaid, — unentbehrlich auf Reisen, stecke Regen-, Sonnen- und „Touristenstirn“ in Hüllen, binde sie zu einem Stück zusammen, sodas man stets nur zwei Gepäckstücke um sich hat. Man achte recht auf das Gewicht des Handkoffers, wiege Alles dazu ab, verpake nicht mehr als 10 Kilo, ein Gewicht, selbst für eine zarte Dame nicht zu schwer, kleine Strecken

getragen zu werden. Der Staubmantel wird angelegt und wandert in den Handkoffer, sobald der Regenmantel ihn vertreten soll. Eine kleine Reisetasche, um den Hals getragen, ist selbstverständlich. — Was das „Beiproviantiren“ anbelangt, so bin ich auf allen Reisen stets am besten mit Rothwein, Eiern und Schinken berathen gewesen: im Handkoffer fand sich dazu Platz; viel braucht man von Hause aus nicht mitzunehmen; in jedem Gasthose wird gerade dieses leicht und schnell ersetzt.

C. A. in Jütichau.



Nachdruck verboten.

Alte Freunde. Von Anton Müller. Siehe die Abbildung Seite 57. — Alte Freunde sind's, der Herr Förster und sein getreuer Caro. Sie sind Beide nicht mehr die Jüngsten; durch Haar und Bart des Försters haben die Jahre manch' silbern schimmernden Faden gezogen, und auch der brave Caro hat längst seine Jugendfrische und seinen Jugendübermuth verloren. Die alten Beine wollen nicht mehr so recht vorwärts, und die Nase hat verlernt, der Spur des Wildes zu folgen. Caro hat jüngeren Nachwuchs weichen müssen, er ist auf das Gnadensbrod gesetzt worden. Aber von der ganzen kleinen Meute des Försters ist er darum doch immer noch der Liebling seines Herrn, — und er wird es auch bleiben.

Zehn Jahre sind's her. Damals lebte die Försterin noch, das linke Weibchen mit den Rehagen und den Wangen, auf denen der Sonnenbrand seine goldigen Löwe gemalt hatte. Damals lebte auch Lieschen noch, des Försters fünfjähriges Töchterchen, sein Glück und sein Abgott, das, was seinem einsamen Waldes-Dasem Licht und Wärme gab. Und eines Tages, im Sommer war's, spielte das Lieschen hinter dem Hause am Weiher, in dessen Röhricht gern wilde Gänse und Bekassinen nisteten, und suchte sich Blumen, die sie mit den geschickten Fingern zu einem Kranz wand. Dabei aber hatte sie sich zu weit nach dem Wasser vorgewagt, und als sie nach einem Bergsteinnicht griff, verlor sie das Gleichgewicht und stürzte in den Weiher hinein. Vom Fenster aus hatte die Försterin das Unglück gesehen und den letzten Schrei ihres Lieblings gehört. Und mit ihr zugleich stürzte Caro, — der brave Caro, unter wüthendem Geheul aus dem Hause. „Fah! — Apporte!“ schrie die Försterin verzweiflungsvoll und wies mit dem ausgestreckten Arme auf das sich auf den Wogen schaukelnde helle Kleid Lieschens. Caro schaute sie mit den klugen Augen verständnißlos an, und dann sprang er in den Weiher, schlug die kräftigen Pähne in das Kleid Lieschens und trug das ohnmächtige Kind an das Ufer zurück. . . Lieschen lebte noch, aber schon wenige Tage später erlag sie einem typhösen Fieber. Und abermals einige Tage später folgte die unglückliche Mutter ihr nach, — und der Förster blieb allein zurück in waldfüller Einsamkeit; der alte Caro ist die letzte lebendige Erinnerung für ihn an die Tage seines Glückes. . .



Nachdruck verboten.

Gastronomische Vornamen. — In der langen Serie von Kapiteln meines beabsichtigten Vornamenbuches betitelt sich auch ein kurzes, „Gastronomische Vornamen“.

Bekanntlich sind gar viele Speisen berühmten Männern zu Ehren benannt und tragen deren Namen; ich erinnere, um aus dem reichen Menu nur einige aufzuführen, z. B. an Carême's (des berühmten Kochs) potages Conde, Boieldieu, Lamartine und Victor Hugo, an ein Rindfleisch à la Charles X., eine Rekon-torte oder einen Salat à la Rossini u. Mir lag daran, hier nur jene Speisen aufzuführen, welche mit Vornamen belegt wurden, d. h. ich verfolgte die Vornamen in der Küche.

Vorausgeschickt mag werden, daß der heilige Julianus, der Schutzpatron der Birche, daß der heilige Martin nicht nur gastronomisch wichtig, sondern auch mit einigen Anderen geradezu ein Bierheiliger geworden, daß in Böhmen die meisten Köchinnen Marie, in Tyrol die meisten Kellnerinnen Purzel (Walpurga) heißen, sodas die letzten zwei weiblichen Vornamen geradezu stereotyp geworden sind, wie der männliche Name Johann für Kutscher und Jean für Kellner.

Aber auch gewisse Speisen selbst führen bestimmte Vornamen, und diese seien hier in alphabetischer Folge vorgeführt, ohne Rücksicht auf das Geschlecht.

So heißen:

- Adelaide eine Art kalter Pudding;
- Alexander-Torte eine Tortenart;
- Angelika-Viqueur ein Schnaps;
- Charlotte nennt man die französischen Obstpuddings, und man spricht von Apfel-Charlotte, Birnen-Charlotte u. A.

Christophlet ist wieder ein liqueurartiges Getränk, Florentins sind kleine Blätterteig-Törtchen, und wer kennt nicht den Franzbrauntwein?

Dubert zu Ehren giebt es einen Hebrüden à la St. Dubert; Jan im Saß ist der Name eines westphälischen Nationalgerichtes, Magdalena stand Pathin zu einem Magdalenenbrod, Magdalenen-tuchen und einer Magdalenen-Torte.

Wem wäre Marzipan nicht bekannt, dessen Etymologie panis Marci, Brod des Marcus, zugleich an den verwandten Pumpernickel, d. h. hon pour

Ridel, d. i. Nikolaus, erinnert.

Peterlein ist der Volksname für Peterilie und Rosinen sind oft süßer, als ihre mit ihnen hantirenden Namensschwwestern.

Auch die Robert-Sauce sei nicht vergessen, und da auch Obst in die Gastronomie gehört, muß auch die

Reineclaupe, eigentlich Reine Glaube, genannt werden.

Ursulinerbrezel sind eine Bröselbäckerei, und natürlich besitzet der Engländer auch einen

Victoria-Pudding seiner Königin zu Ehren.

C. M. Schranka.

Kleine Nathschläge. — Orangenschalen, eingemacht oder candirt. — Eingemachte Orangenschalen können als Compot oder zur Garnitur von Sorten süßen Reispfeifen z. verwendet werden; candirt dienen sie als eine Art Dessert, ähnlich wie candirte Früchte. Das Verfahren ist zu Anfang für beide Bereitungen dasselbe. Man trennt die Schalen von den Apfelsinen in Vierteln, wirft sie kurze Zeit in kaltes Wasser, läßt sie dann in kochendem aufwallen und auf einem Siebe abtropfen. Auf $\frac{1}{2}$ Kilo löst man 400 Gr. Zucker in ganz wenig Wasser auf, läßt ihn einkochen, gießt ihn über die inzwischen in einen Napf gelegten Schalen, bedeckt diese und läßt sie bis zum nächsten Tage stehen. Abgegossen, wird der Zucker abermals aufgekocht, und dann fügt man auf die angegebene Menge weitere 300 Gr. hinzu. Sollen die Schalen als Compot gebraucht werden, so müssen sie in diesem Zucker weich kochen, dann werden sie in Gläser gepackt, mit dem dicklich eingekochten Saft übergossen und sind fertig eingemacht. Anders verhält es sich, wenn sie candirt werden sollen; man kocht in diesem Falle den Zucker ganz wie angegeben, gießt ihn aber nur über die zurückgelassenen Schalen, die 3 bis 4 Tage darin stehen bleiben, füllt ihn nach Verlauf dieser Zeit ab, gießt ihn abermals einen Zusatz von 300 Gr. Zucker, läßt ihn ganz dick einkochen, thut nun die Schalen hinein und kocht unter vorsichtigem Schütteln die Masse so lange, bis die einzelnen Stücke mit dem Zucker wie mit einem Guß umgeben zu sein scheinen. Einzelne herausgehoben und so auf einen mit feinem Oel bestrichenen Bogen Papier gelegt, daß kein Stück das andere berührt, wird dieser in einen Wärmofen geschoben und bleibt dort, bis die Schalen vollkommen getrocknet sind. Gut candirte Schalen müssen durch und durch von dem Zucker durchzogen, weich und von angenehmem Geschmack sein; man achte daher bei dem Einkochen darauf, daß das Feuer nicht zu stark ist, oder wiederhole dasselbe lieber noch ein viertes Mal.

— Für die wirkungsvolle Malerei mit Email-Farben, welche wir in der Nr. vom 18. Januar d. J. lehrten, hat die Firma A. Sala einfache und reicher ausgestattete Kästen in den Handel gebracht, welche das gesammte Material an Farben, Bronze, Lack



und Pinseln, nebst Vorlagen und angefangener Arbeit enthalten. Die Auswahl der Farben übernimmt die Firma, wenn keine besonderen Wünsche ausgesprochen werden. Besonders betont sei noch die saubere Ausführung der practisch eingerichteten Kästen.

E. F.

Gärtnererei

Nachdruck verboten.

Thomas-Töpfe. Bei der Blumenpflege im Zimmer ist es von größter Wichtigkeit, den Pflanzen stets die richtige Wassermenge so zuzuführen, daß das Gießwasser schnell den Ballen durchläuft und der Topf nicht im Wasser steht, sonst versauert die Erde und die Wurzeln faulen. Dieser Uebelstand wird durch die patentirten Thomas-Töpfe beseitigt. Dieselben stehen hohl in einem tiefen Untersatz; mehrere Oeffnungen am Boden und unteren Rande des Topfes gestatten den reichlichen Zutritt der Luft, während sich die Bewässerung durch einen Schwamm selbstthätig von unten regulirt. Man leitet diesen Schwamm durch das mittlere Bodenloch des Topfes nur so weit nach oben, daß die größere Hälfte im Untersatz liegen bleibt, während der kleinere Theil die Wurzeln und die Erde berührt, etwa 1 bis 3 Cent., je nach der Größe des Topfes.

Das Begießen mag nun von unten, in den Untersatz oder von oben, in den Topf erfolgen, — in jedem Falle wird das Wasser nur nach und nach der Erde zugeführt. Wenn man die Pflanze von oben trinkt, so läuft das Wasser einfach durch die Erde und sammelt sich im Untersatz, um alsdann durch den Schwamm die Wurzeln allmählig und nach Bedürfniß zu bescheiden. Da man auf diese Weise die Bewässerung der Zimmerpflanzen leicht überwachen und reguliren kann, so verdienen die Thomas-Töpfe, die auch mehrfach preisgekrönt worden sind, die Beachtung aller Blumenfreunde.

Ebenso empfehlenswerth sind die gleichfalls patentirten Terrarien- und Aquarien-Töpfchen von Bernhard Thomas. Die ersteren eignen sich besonders für Terrarienthüser, Selaginellen z.; sie dürfen höchstens bis etwas über die Hälfte im Wasser stehen, sonst hebt der Wasserdruck Erde und Pflanzen aus dem Gefäß. Dagegen sind die Aquarien-Töpfe ohne Untersatz dazu bestimmt, in den Bodengrund des Wasser-Bassin eingesenkt zu werden. Eine Erhöhung des Wassers durch die Pflanzenerde läßt sich vollständig vermeiden, wenn man zunächst $\frac{1}{2}$ Cent. hoch über die rings um das Gefäß angebrachten Oeffnungen eine Lage von kleinen Kieselsteinen anbringt, dann die Pflanze mit der Erde in den Topf drückt und diese oben mit einer dünnen Sandschicht bedeckt. Die Thomas-Töpfe werden in der großen Thonwaaren-Fabrik von Eugen Hülsmann in Altenbach bei Würzen in Sachsen in sehr verschiedenen Größen und Ausstattungen angefertigt; sie sind zu billigen Preisen zu beziehen durch Ernst Rast, Antaria-Fabrik, Berlin S.

Prinzen-Str. 100, und in der Vogelhandlung von H. Wilhelm, Lindenstr. 37. Die feineren Sorten aus gelbem und rothem Thon mit geschmackvollen Verzierungen bilden zugleich einen hübschen Zimmerschmuck.



Thomas-Töpfe.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Knochengriffe. — Durch welche Behandlung kann man weißen Knochengriffen an Messern und Gabeln, die durch längeren Gebrauch gelb geworden sind, die ursprüngliche Weiße und Frische wiedergeben?

Frau K. in Rauen.

Karlsbader Oblaten. — Ich habe mich vergeblich bemüht, ein Rezept für Karlsbader Oblaten ausfindig zu machen und wende mich nun an den Leserkreis der Frauen-Zeitung um gütige Auskunft.

Treue Abonnentin in Jütland.

Schwefeln. — Wie verfährt man am besten, um Stroh, Wolle zc. mitseist Schwefel zu bleichen?

A. S. in Bries.

Korkteppich. — Welche Fabrik fertigt Teppiche aus gesammelten Korlen, und wie viel Korte sind zum Mindesten für einen solchen Teppich erforderlich?

Geduldige Sammlerin in S. D. S.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitensabten hinter den Schlagworten hin.)

Ritt für Bernstein (23). — Ein guter Ritt für Bernstein besteht in einer dickflüssigen Lösung von Kaloi in Schwefeläther. Das erste Erforderniß ist, daß Sie die Cigarettenspitze recht sorgfältig mit gutem Spiritus reinigen und alle Vorbereitungen treffen, damit das Ritten sofort vorgenommen werden kann, denn der Schwefeläther verdunstet schnell. Nach dem Reinigen der Spitze werden die Bruchstellen mit dem Ritt bestrichen, dicht und genau an einander gedrückt und noch einige Tage mit einem Bindfaden zusammengehalten. So lange der Ritt noch weich ist, muß die überflüssige, hervorquellende Masse mit einem Luche oder einer Feder entfernt werden. Ebenso läßt sich Bernstein auf folgende Weise fitten: Gepulverter Mastix-Gummi wird mit etwas Leinöl in einem Blechloffel über einem brennenden Dichte langsam zusammenschmelzen. Dann bestricht man die vorher über glühenden Kohlen etwas erwärmten Bruchstellen, drückt und bindet sie fest an einander und läßt sie langsam erkalten. Zuletzt wird der Gegenstand mit Spiritus und einem wollenen Lappchen sauber abgerieben.

Kosalie K., Dresden.

Unangenehmer Fischgeschmack (23). — Ein einfaches Mittel, fischen den unangenehmen moorigen Geschmack zu nehmen, besteht darin, daß man beim Kochen einige Stückchen glühender Holzkohle in das Wasser wirft. Ich wende diese Vorichtsmaßregel in allen zweifelhaften Fällen, namentlich auch beim Kochen von weit transportirten Seefischen an. Auch läßt sich der widrige Geschmack dadurch beseitigen, daß man die Fische einige Stunden in pulverisirte Holzkohle legt oder in mehrfach zu erneuerndes Brunnenwasser, dem etwas Salz und Kleie beigemischt wird.

Antonie K. bei Halle.

Goulasch (47). — Das „allerreueste“ Goulasch bildet bekanntlich die tägliche Nahrung der in den Pustten lebenden, halbwildten Pferdehirten, der Gyzos. Die braunen Pustten-Söhne werfen Fleisch, Zwiebeln und Paprika-Schoten in einen Kessel, lassen das Gemisch über Reifigfeuer einige Zeit schmoren und das Goulasch ist fertig. Der Himmel mag aber jede civilisirte Zunge vor diesem „Genuß“ bewahren. Man glaubt, das „höllische Feuer“ zu kosten, und der Magen krümmt sich in heillosen Schmerzen, wenn er einen einzigen Bissen dieser Naturpeise aufnehmen muß.

In seiner Verebelung freilich, wie man das Goulasch in Lemberg, Wien zc. zubereitet, ist es ein ebenso köstliches, wie nahrhaftes Gericht. Hier die Bereitungsweise:

Ein guter Stuch Butter muß in einem eisernen Topfe zergehen, darf aber nicht bräunen; dazu thut man 3 Stück scheidig geschnittene Zwiebeln (etwa eine Untertasse voll), die unter aufmerksamen Rühren in der Butter weich gedünstet, aber nicht im geringsten braun werden dürfen. Sind die Zwiebeln weich, so wird eine Messerspitze voll pulverisirter Paprika hinzugefügt, wodurch eine schöne rothe Farbe entsteht. Nun erst kommt das zum Goulasch bestimmte, in maßgroße Würfel geschnittene, völlig von Fett, Haut und Sehnen befreite Fleisch in den Topf und wird mit einem hölzernen Löffel sogleich kräftig umgerührt, während zugleich eine starke Prise Salz beigelegt wird. Auf langsamem Feuer, bei fest zugedecktem Kochtopfe, schmort das Fleisch eine halbe Stunde im eigenen Saft, der reichlich genug hervortritt. Doch muß während dieser Zeit öfters nachgesehen und der Boden aufgerührt werden, damit nicht das leiseste Anbrennen stattfindet (wodurch das Goulasch völlig ungenießbar würde). Ist nach einer halben Stunde der Saft des Fleisches ziemlich vertrocknet, wird eine Untertasse voll guter saurer Sahne langsam, d. h. löffelweise, zugelegt. Die Sahne zeigt die größte Neigung zum Anbrennen, was nur durch aufmerksames, sanftes Rühren verhindert werden kann. Die Speise schmort mit der Sahne abermals eine halbe Stunde und wird nach dieser Zeit eine schöne braune Farbe und einen kräftigen Duft zeigen. Sollte sie zu trocken erscheinen, oder wünscht man reichlich Sauce, dann kann etwas kochendes Wasser zugegossen werden; immerhin sei man damit sehr vorsichtig, um das Goulasch nicht zu verderben.

Vorstehendes Recept ist, als Hauptgericht für die Familientafel gerechnet, ausreichend für drei Personen. Es gehören dazu: 70 bis 100 Gramm Butter, 3 Stück große Zwiebeln, 1 Messerspitze Paprika, $\frac{1}{2}$ Pfund bestes, zartestes Fleisch (weierlei Sorten, oder Geflügel), 1 Untertasse saure Sahne, 1 Untertasse Wasser, 1 kräftige Prise Salz. Zeitdauer der Bereitung $\frac{1}{2}$ Stunde, wobei aber vorausgesetzt wird, daß nur bestes Fleisch in Anwendung kommt; bei minder gutem und sehnigem Fleisch kann sich die Zeit auf zwei Stunden und länger ausdehnen.

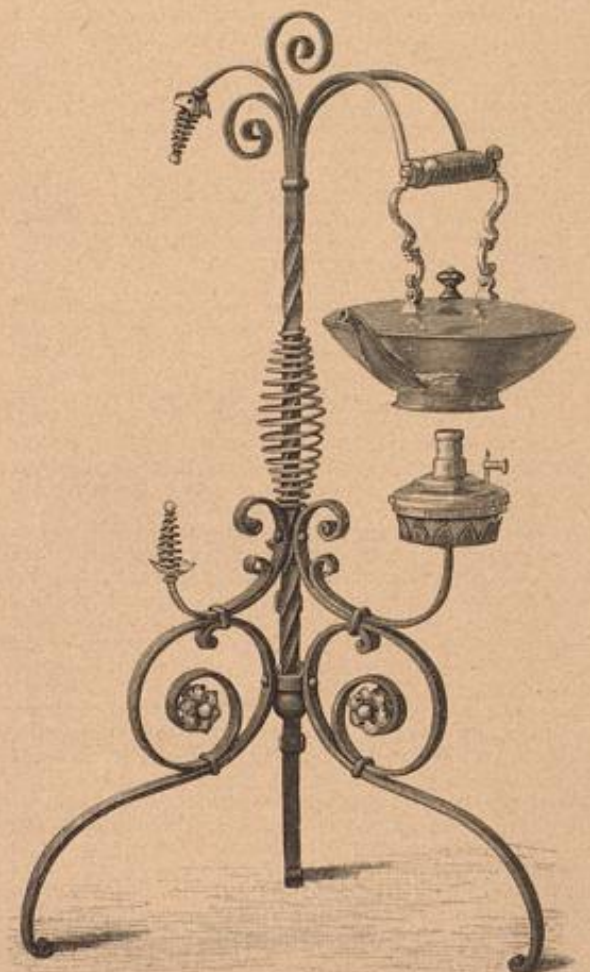
Der Grund, weshalb sonst tüchtige Köchinnen kein gutes Goulasch auf die Tafel liefern, ist einestheils in der Verwendung schlechten, vielleicht mit Mehl veräulerten Paprika zu suchen, andertheils in unrichtiger Wahl des Fleisches. Den Paprika kauft man jedes Mal frisch, und zwar nur in Delicateffen-Handlungen ersten Ranges, wo man sicher ist, keine vorjährige Waare zu bekommen, die ihr Aroma längst eingebüßt hat; bei der Billigkeit des Paprika (für 10 Pfennige kann man ein Goulasch für 25 Personen würzen), kann das nicht in Betracht kommen. Am besten ist der Paprika oder der spanische Pfeffer (*Capsicum annuum*) auf dem Lande zu haben, wo die Pflanze vielfach als Bierstrauch in Töpfen gezogen wird, aber die schönen roten Schoten meist als unnütz verworfen werden. Die frisch vom Strauch gepflückten Schoten haben das edelste Aroma, aber auch die größte Schärfe; man darf auf die vorstehende Portion Goulasch etwa ein Viertel von einer ausgebildeten Schote sammt ihren Kernen nehmen, kraucht aber die frisch gepflückte Schote nicht zu pulverisiren.

Die erste Hauptbedingung bleibt jedoch immer die Wahl des Fleisches. Junge Hühner, oder Tauben (natürlich in passende Stückchen geschnitten), geben ein treffliches Goulasch, und da dieses Geflügel in guten Haushaltungen auf dem Lande stets in genügender Fülle vorhanden ist, eignet sich das Gericht zu einer wesentlichen Bereicherung des Menüs. Nächst bemerktem Geflügel ist Filet vom Dachsen zu empfehlen, jedoch nicht allein, sondern zur Hälfte mit zartestem Kalbfleisch vermischt. Keite oder Rücken feinedfalls Brust. Gut ist auch eine Zusammensetzung von halb Kalb- und halb Hammelfleisch, letzteres ebenfalls nur Keite oder Rücken. Vom Schwein ist nur das kleine Filet (gänzlich fettfrei und zwar nur in Verbindung mit Hammelfleisch zu gebrauchen.

Helene Pichler in Berlin.

Russischer Kulitsh (47). — Das russische Osterbrod wird sehr verschieden gebacken; es ist weniger die Teigmasse, an der aber Safran nicht fehlen darf, als die Form und Aus schmückung, die den Kulitsh kennzeichnet. Derselbe ist ein großes, rundes Brod von gutem Hefenteig, das zur Osterzeit gebacken, auf der Oberflache mit einem Kreuz von Teig verziert, mit Ei bestrichen und mit Zucker, Rosinen und Mandeln bestreut wird. Von den vielen Recepten führe ich das folgende an, das für ein kleines Osterbrod berechnet ist. Man macht ein Hefestück aus $\frac{1}{2}$ Kilogramm erwärmtem Mehl und 60 Gramm in $\frac{1}{4}$ Liter lauwarmen Milch aufgelöster Hefe. Nach dem Aufgehen werden 5 Eidotter, 3 ganze Eier, 150 Gramm zerlassene Butter, ebenso viel Zucker, eine Prise Salz, $\frac{1}{2}$ Gramm oder kaum ein halber Theelöffel gestoher Safran, der mit etwas Rum angefeuchtet ist, ferner $\frac{1}{2}$ Kilogramm Rosinen und fein gehackte Mandeln hinzugefügt, worauf der Teig sehr gut bearbeitet und geknetet werden muß. Dann stellt man ihn an eine warme Stelle und läßt ihn etwa 2 Stunden gehen. Hierauf formt man ein rundes Brod, macht oben auf denselben ein Kreuz von Teig und bestreicht den Kuchen, nachdem er nochmals kurze Zeit gegangen ist, mit Ei, verziert ihn mit Rosinen und ganzen Mandeln und überstreut ihn zuletzt mit gestoherm Zwiebad, Krümelzucker, Korinthen und Mandelschnitten. Der Kulitsh muß bei gleichmäßiger Hitze gebacken werden und eine schöne hellbraune Farbe erhalten. Wenn das Backwerk, woran ich nicht zweifle, gut geräth, werden Sie damit gewiß Ihrem russischen Gastfreunde zu dem, nach der Zeitrechnung seines Vaterlandes noch bevorstehenden Feste, eine große Ueberraschung und Freude bereiten.

Eine Russin, zur Zeit in Berlin.



Checkessel-Ständer

nach eigenem Entwurf, von Schmiedeeisen, mit fassernen Ranken und Nothen verziert. 81 Cent. hoch, mit glatten, kupfernen Checkessel und regulirbarer Schnell-Kochlampe. Der Checkessel von $\frac{1}{2}$ Liter Inhalt für den täglichen Gebrauch bestimmt. Preis 40 Mark. Ch. Guiremand in Berlin.